Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. Dezember 1902. — Heft 12.

An die Leser der „Deborah."

„Vorwärts mit Macht!" war das Motto der „Deborah." Das erinnert mich an die Geschichte von dem Polacken, der an dem Geburtstage des Kaisers Franz Joseph in Wien die Illumination besichtigte und den in zahlreichen Transparenten sichtbaren Wahlspruch des Kaisers "Viribus unitis" sah. „Was ist das teitsch?" fragte er, und er erhielt die Antwort: „Mit vereinten Kräften." „Jetzt versteh' ich," sagte er, „das heißt mit aller Gewalt." Auch die „Deborah" ist während der letzten zwei Jahre „mit aller Gewalt" vorwärts gegangen, und nun geht es nicht mehr. Gründe: Das Absatzgebiet für die deutsche Sprache ist beschränkt; ein Redakteur kann nicht gleichzeitig Verleger sein, und die Unterstützung meiner Garantoren war sehr unzuverlässig. Schließlich ist meine Arbeitskraft durch andere Verpflichtungen so in Anspruch genommen, daß ich die Redaktions-Geschäfte nicht besorgen konnte, wenn sie auch das finanzielle Gebiet einschließen sollten. Die Freunde der „Deborah" werden gebeten, auf den Absatz der Erzählung

„Unlösbare Fesseln"

hinzuwirken, die demnächst in Buchform erscheinen wird und deren Erlös zur Deckung des Defizits der „Deborah" dienen soll. Bestellungen zum Preise von $1.00 für das gebundene Exemplar nimmt schon jetzt entgegen

Prof. G. Deutsch, Hyde Park, Cincinnati, O.

Erlebtes und Erzähltes

von Gotthard Deutsch.

„Väter und Söhne," möchte ich dieses Schlußkapitel überschreiben, denn es handelt von meinen und meines Vaters Erlebnissen in unserer Nikolsburger Lehrzeit, und zwischen uns liegt ein weiter Graben, ein Verhältniß, wie es Iwan Turgenjew in seiner gleichnamigen Novelle beschreibt. Am 30. September 1870 kam ich nach Nikolsburg, um in die dritte Gymnasialklasse einzutreten, doch war mein erster Besuch zwei Jahre vorher erfolgt, als ich an der dortigen Hauptschule die damals vorgeschriebene Prüfung über die vierte Klasse abzulegen hatte, welche zum Eintritte in das Gymnasium berechtigt. Mein Vater kam 1834 nach Nikolsburg, daher 34 Jahre früher als ich, und nun sind seit meinem Einzuge in Nikolsburg wieder genau so viele Jahre verstrichen. Wollte ich jetzt meinen ältesten Sohn dorthin schicken, so würde er wohl gründlich geänderte Verhältnisse vorfinden, aber doch wäre der Unterschied zwischen seiner und meiner Erziehung nicht to tiefgreifend als der zwischen der geistigen Atmosphäre, in welche mein Vater eintrat und derjenigen, welche ich vorfand. Das Jahr 1848 hat eben einen tiefen Graben zwischen Vergangenheit und Gegenwart der Juden gezogen.

Vor Allem liegt schon ein großer Unterschied in dem Namen. Mein Vaters Name ist zwar in dem Geburtsregister der Kanitzer Judengemeinde als Bernhard eingetragen und er hatte daher das volle Recht, sich so zu nennen, obwohl er sich immer nur B. L. Deutsch schrieb, aber sein rechtmäßiger Name, soweit seine nächste Umgebung in Betracht kam, war doch nur der im Beschneidungsregister seines Großvaters eingetragene, Issachar, genannt Bär, der ihm nach seinem kurz vor seiner Geburt verstorbenen mütterlichen Großvater verliehen wurde. Warum man Issachar so häufig Bär genannt hat, ist mir ein wenig räthselhaft. Ich vermuthe nur, daß man, als man die deutsche Rittersitte annahm, den Kindern die Namen wilder Thiere zu geben, auf den Segen Jakobs zurückgriff, der seine Söhne mit Thieren verglich. So war es natürlich, daß ein Jehuda für die nichtjüdische Welt sich Leu, Leo, Löw, Loeb nannte oder daß ein Benjamin Wolf genannt wurde. Aus demselben Grunde wurde aus Naftali Hirsch oder Hirß, später Hirz, Herz, Herzl, u.s.w. Issachar wird aber mit einem grobknochigen Esel verglichen, eine Metapher, die unseren Vorfahren, trotzdem sie im Ghetto lebten, aus Rücksicht auf die Anschauung ihrer Umgebung nicht mehr ganz genehm war. So wurde denn aus dem Esel das ihm an Schwerfälligkeit nächste Thier, der Bär, dessen Namen die Deutschen oft ihren Kindern beilegten, wie in den Verbindungen Bernhard, Berengar, u.s.w. Alt müssen solche Uebertragungen gewesen sein, denn schon in den Urkunden des Kölner Judenschreinsbuches aus dem 11. und 12. Jahrhundert finden wir einen jüdischen Meister Eberhard und einen Wortulf. Dieselben werden wohl einen jüdischen Namen für den internen Bedarf gehabt haben, wie das wohl auch bei Priscus, dem Hofjuden des Frankenkönigs Chilperich, der Fall gewesen sein dürfte, und wie

wir das von den Makkabaerkönigen wissen, die auf der hebräischen Seite der Münzen Jehuda und auf der griechischen Aristobul hießen.

Kurz, mein Vater hieß zu Hause Baerele, später Baerl und zuletzt Reb Bär; der deutsche Ursprung des Namens war ebenso vergessen wie bei uns der deutsche Ursprung des Wortes Boulevard vergessen worden ist. Als mein Vater nach Nikolsburg kam, wird er unter seinen Studiengenossen Baerl Kuenitz geheißen haben, wie das bei den Bocherim üblich war. Ich aber war immer Gotthard Deutsch, und das war allerdings nicht mein Verdienst, und auch nicht das meines Vaters. Nach altem Brauche, welcher schon im Midrasch erwähnt ist, sollte ich den Namen meines am 27. März 1856 verstorbenen Großvaters erhalten, der Lazar hieß. Mein Vater, der romantisch angehaucht und, wie er mir erzählte, durch einen Artikel der Allgemeinen Zeitung, der für die Beibehaltung der altjüdischen Namen plädierte, beeinflußt war, wollte mich als Eliezer in das Geburtsregister eintragen lassen, aber der damalige Lehrer A. Schütz, der Nachfolger des früher genannten David Löwy, rieth ihm davon ab, mich so jüdisch zu stigmatisieren und brachte ihn auf die ziemlich richtige Uebersetzung des Eliezer in Gotthard. Ich versuchte der Quelle des Enthusiasmus für die althebräischen Namen nachzugehen und glaube sie in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums 1858, S. 283 gefunden zu haben, wo ein Artikel über jüdische Namen zu lesen ist. So hat denn dieses Organ, dessen Mitarbeiter ich seit achtzehn Jahren bin, von jeher einen Einfluß auf mich gehabt. Mein Biograph kann darin etwas Providentielles erblicken. Auf alle Fälle bin ich vielleicht dadurch vor dem Namen Alois bewahrt geblieben, den mehrere meiner Vettern erhielten, und der mir ebenso wie Ignaz als ein Jesuitenname auf das Tiefste verhaßt geblieben und in seiner österreichischen Abkürzung Loisl auch ästhetisch unerträglich ist.

Ein wesentlicher Unterschied war aber in unserer Bildung. Mein Vater besuchte die Jeschiba und hatte wohl nur privatim Gelegenheit, seine elementaren Kenntnisse auf weltlichem Gebiete, durch Selbststudium zu erweitern, während ich als ordentlicher Schüler in das Gymnasium eintrat und privatim zwei Stunden täglich Talmudunterricht genoß. Der Zustand der Gemeinde war ein anderer geworden. Als mein Vater nach Nikolsburg kam, war Rabbi Nachum, genannt Nehemias, Trebitsch Landesrabbiner. Die Urtheile über ihn lauten verschieden. Leopold Löw sagt ihm nach, daß er mit der Absicht nach Nikolsburg gekommen sei, „das Deutsche mit der Wurzel auszurotten," und daß er das Jüdisch-Reden in seinem Commentar zum paläſtinensischen Talmud als eine religiöse Pflicht dargestellt habe. Der früh verstorbene Loschitzer Rabbiner Abraham Neuda klagte ihn der Behörde gegenüber an, daß er als Landesrabbiner ihm (Neuda) die Bestätigung verweigert habe, weil er sich mit weltlichen Literatur befaßt habe. Auch Löw Schwab, Oberrabbiner von Pest, früher Nachfolger Trebitsch's in Proßnitz, sagt in einem Gutachten an die Regierung in vorsichtigen Redewendungen so ziemlich dasselbe. (Löw, Ges. Schriften, II., 199, ff.) Als ich darauf gestützt, früher in der alten „Deborah" von der Bildungsfeindlichkeit Trebitsch's gesprochen hatte, sagte mir der greise Bernhard Weidenthal in Cleveland, der Trebitsch's

Schüler gewesen war und von ihm den Chower erhalten hatte, ich hätte Unrecht gethann, denn ihn hätte der Landesrabbiner ermahnt, sich weltliche Kenntnisse anzueignen. Auch in der Allg. Zeitg. d. Judt. 1842 erschienen verschiedene Characteristiken, ein Beweis, wie unsicher Traditionen sind. Gewiß ist aber, daß Nachum Trebitsch noch immer in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts lebte, wie schon sein Bild zeigt, das ihn im Schnürrock und in der Pelzmütze darstellt. Mächtig ist der Unterschied zwischen ihm und seinen Enkeln, dem nach ihm benannten Nehemias Brüll, dessen Bruder Adolf und ihrem Vetter, dem Ghettonovellisten Eduard Kulka.

Mächtig war auch der Unterschied zwischen dem einseitig geschulten Talmudisten Nehemias Trebitsch, der zur Zeit meines Vaters in Nikolsburg Rabbiner war und meinem Lehrer Dr. Mayer Feuchtwang, einem modern gebildeten, obwohl stockorthodoxen Deutschen, geboren zu Pappenheim in Bayern 1814, gestorben zu Nikolsburg 18. Januar 1888. Trebitsch stand nicht in hohem Ansehen. Jedenfalls litt er unter dem Vergleiche mit seinem Vorgänger Markus Benedikt, der eine mächtige Individualität war und übrigens den Vortheil hatte, sein Amt im Jahre 1790 angetreten zu haben, als der Rabbiner sich mit modernen Strömungen noch nicht auseinanderzusetzen hatte. Es war in den dreißiger Jahren schon viel schwerer, sich in Ansehen bei jungen Leuten zu erhalten, die das Streben besaßen, über ihren Lehrer hinauszugehen. Dunkel ist es mir erinnerlich von einer Verschwörung gehört zu haben, die unter Bocherim stattfand, welche sich mit einer Interpretation des Landesrabbiners nicht zufrieden geben wollten und an eine andere Instanz appellierten. Ein Bruder meiner Mutter Imanuel Wiener (1816—1884), der mit dabei war, erzählte mir davon, aber ich hatte damals nicht das volle Interesse an diesen Dingen. Vielleicht hängt damit ein Brief zweier junger Leute, Pinchas Krakauer und Selig Löb Hahn zusammen, der sich in dem Werke des Wiener Rabbiners Eleazer Horowitz, Jad Eleazar, findet, denn beide wurden mir als Theilnehmer an diesem Komplott genannt. Selig Löb Hahn war im ersten Jahre meiner Nikolsburger Lehrzeit 1870—71 mein Talmudlehrer. Pinchas Krakauer kannte ich nicht, aber ich kannte seinen Bruder Jesaias, genannt Reb Schaje Rebeller, der ebenfalls Talmudlehrer war. Erwähnen muß ich noch eine Anekdote, die mir mein obengenannter Onkel Imanuel Wiener erzählte. Rabbi Nachum Trebitsch traf einst bei einer Beerdigung mit einem der vornehmsten Gemeindemitglieder Bezalel Spitz zusammen, der sich auffällig von ihm fernhielt. „Reb Zalel,“ fragte der Rabbi, „warum sieht man Euch so selten?“ „Wißt Ihr nicht, Rebbe,“ war die Antwort, „wegen den Hoikar.“ Die Antwort war doppelsinnig, sie bezog sich scheinbar auf Sprüche 25, 17: Mache Deinen Fuß selten in dem Hause Deines Nächsten, welcher mit dem Worte הוקר beginnt und gleichzeitig auf die sehr unbeliebte Rabbinerin, die höckerig war.

Mein Vater besuchte wahrscheinlich seiner Jugend wegen nicht den Vortrag des Rabbiners, sondern den Privatkursus eines Dajan, Samuel Kohn, genannt Reb Schmul Reb Phol (Raphael) Koins. Als er mich im Jahre 1870 nach Nikolsburg brachte, hörte er von dem Sohne seines Lehrers, Moses Löb Kohn, in Nikolsburg respektvoll der Rebbe Reb Moische Löb

genannt, der dort Dajan war und um 1892 starb. Aus Pietät für seinen ehemaligen Lehrer wollte sich mein Vater dem Sohne vorstellen. Er trat in den kleinen Spezereiladen, den der Rabbi oder vielmehr seine Frau führte, und stellte sich ihm als der Schüler seines Vaters aus dem Jahre 1834 vor. Reb Moische Löb sagte mit dem eigenartig höhnischen Tone, mit welchem der Talmudist die Argumente seines Gegners zu widerlegen pflegte. „Anne 34 hot er bei mei Taaten gelernt! Wue wor iech doi? Esscher nit emol off de Welt!“ Mein Vater war begreiflicherweise sehr verletzt und ging fort, ohne ein Wort zu sagen. Ich glaube jedoch, daß dem Moses Löb jede verletzende Absicht fernlag. Seine Flegelei war zum Theile ererbte Ghetto-Ungezogenheit, zum Theile jene Manierirtheit, welche die Kampfesorthodoxie auch heute noch gerne zur Schau trägt, um gegen das moderne Wesen zu demonstrieren. Es ist das wichtigste Prinzip geistiger Bewegung in der Welt, das ich auch in meinem Vortrage über Geschichtsphilosophie auseinandergesetzt habe, das Prinzip des Gegensatzes. Höfliche Umgangsmanieren sind ein Argument gegen manche Mißbräuche des traditionellen Gottesdienstes, darum muß ihnen opponiert werden. Von einem der Führer der Orthodoxen in Boskowitz Hermann (Reb Harsch) Ungar, einem sonst durchaus wackeren Ehrenmanne, der obwohl mir persönlich befreundet, meiner Wahl zum Boskowitzer Rabbiner im Jahre 1887 auf das Heftigste opponierte, erzählte man sich, daß er gesagt habe: In Schul' nicht schmussen, ist Chukkas hagoj (unjüdisch).

Mit Reb Moische Löb stand ich während meiner Gymnasiastenzeit auf gutem Fuße. Ich war der einzige Gymnasiast, der seine Sabbath hagadol-Predigten besuchte, und er scheint sich darauf etwas eingebildet zu haben, weil er sonst der Prediger des „kleinen Mannes“ war, der an dem modernen, feingebildeten Feuchtwang keinen Geschmack fand. So erinnere ich mich aus einer Gruppe von Leuten, welche während Feuchtwang's Predigt vor der „Altschul“ standen, die Worte gehört zu haben: „Was soll ich drin thun? Das letzte Mal, wie ich drin war, habe ich nichts verstanden wie Jakob. Hab' ich gemeint, er meint Jokew hünten in Gaertel. Beim Rebbe Reb Moische Löb hör' ich wenigstens eppes.“

Ein solches „Eppes,“ das ich an einem Sabbath haggadol, wahrscheinlich 1876 gehört habe, ist mir in lebhafter Erinnerung. Er begann mit einer halachischen Auseinandersetzung über die Frage, ob der Miether oder der Vermiether das Chomez wegzuräumen habe. Es mag damals etwa ein Dutzend Talmudisten gegeben haben, die dem Vortrage beiwohnten; viel mehr waren es sicherlich nicht. Bei der Debatte erhob sich ein solcher Skandal, daß der Uneingeweihte glauben mußte, es werde zu einer Schlägerei kommen, aber es kam natürlich nicht so weit, sondern Reb Moische Löb schlug auf sein Pult und schrie: „Staat, staat (stille), loßt's miech aach eppes reden, iech kehr' aach dazu.“ Als die halachische Diskussion beendet war, kam die Haggada an die Reihe. Reb Moische Löb begann mit der schönen Parabel von Rabbi Alexander, der in den Straßen ausrief: Wer kauft Lebensbalsam? und der dem zahlreich zuströmenden Publikum die Psalmworte sagte: Bewahre deine Zunge vor Bösem (Aboda Zara, 19, b). Wie er die Stelle auslegte, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich nur erinnern, daß er sagte:

Wer mich braucht, kommt nicht zu mir, und wer zu mir kommt, braucht mich nicht. Dann folgte eine Ermahnung in Bezug auf die Gesetze des Pessachfestes. Er sagte: Donnerstag, die Nacht vom „Chomezbatteln," ist Poisdorfer Markt. Die Leute, die vom Markt nach Hause kommen, müssen erst Chomezbatteln und dann dürfen sie erst essen gehen. Wer einen christlichen Dienstboten hat, darf ihm nicht sagen: Lege Du das Brod zum christlichen Nachbarn und wenn ein kleines Kind Brod will, darf man dem Dienstboten nicht sagen: Da hast du zwei Kreuzer, kauf' ihm eine Semmel, sondern nur: Da hast du zwei Kreuzer, kauf' ihm etwas!

Diese Deraschas fanden im Beth Hamidrasch statt. Die sonstigen Predigten hielt er in der mit dem Beth-Hamidrasch verbundenen Synagoge, der Beshemedresch Schul'. Als ich nach Nikolsburg kam, war ja die Blüthezeit der einst 4000 Seelen zählenden Gemeinde vorüber. In der Zeit, als mein Vater da war, hatte sie noch 12 oder 13 Synagogen; die Mehrzahl derselben wurde kurz, ehe ich hinkam, geschlossen, es bestanden aber noch fünf, die ehrwürdige Altschul', in der alle die Größen des alten Nikolsburg wirkten,—der hohe Rabbi Löb, der durch Heine berühmt gewordene Tausves-Jontef, Mendel Krochmal (der Zemach Zedek), Gabriel Eschkeles, der Urgroßvater des katholischen Freiherrn Denis von Eskeles und der Ururgroßvater der Gattin des Feldzeugmeisters und Siegers von Kaschau und Oberselke, des Freiherrn von Gablenz—in der Gerson Chajes einen bösen Geist aus einem jungen Manne ausgetrieben hatte und wo Mordechai Benet noch im 19. Jahrhundert den Glanz des Nikolsburger Rabbinats zum letzten Male entfaltete. Außer diesen waren noch die Neuschul', an der der heute noch im hohen Greisenalter lebende Dajan Josef Knöpfmacher als Prediger wirkte, die Beshemedresch-Schul', mit dem obengenannten Moses Löb Kohn, die Reb Nochem Gloser-Schul'—nach ihrem Stifter genannt—, wo damals noch der hochbetagte Reb Jossef Harsch Knöpfmacher, gest. 1876, wirkte, und endlich die von dem Kabbalisten Schmelke Horowitz, dem Bruder des Frankfurter Rabbiners Pinechas Horowitz (Haphloo) Ende des 18. Jahrhunderts gestiftete Chassidim-Schul', deren Namen uns nicht mehr verständlich war. Wir kannten das Wort Chassidim nur in der gangbaren Bedeutung als fromme, d. h. im rituellen Leben strenge Leute. Darum wunderten wir uns, daß diese frommen Leute, die doch so viel als möglich beten sollten, die Pijutim wegließen, also schon Reformer waren.

Außer diesen von der Gemeinde anerkannten fünf Synagogen gab es damals noch eine sechste, die von Frondeuren gebildet war, welche dem Gemeindebeschluß der Auflösung der anderen Synagogen sich widersetzten; dieselbe ging aber bald ein. Je kleiner die Synagoge desto größer der Unfug. So erinnere ich mich, daß in der zuletzt genannten Synagoge jemand den Vorbeter beim Omer-Zählen unterbrach und ihn korrigierte. Was sagst Du 23, heute ist doch 24, rief er. Man stritt eine Weile herum, bis es sich herausstellte, daß es dem betreffenden Herrn nur auf einen Ulk angekommen war. Schlimm ging es auch in der Reb Nochem Gloser-Schul zu. Ich besuchte sie täglich im zweiten Jahre meiner Lehrzeit 1871—1872, da ich im Hause des Lehrers Jißroel Chajim Spielmann, der dort Chasan war, wohnte, und auch

noch später, als ich bei einem entfernten Verwandten, der dort das Amt eines „Gabbe" bekleidete, in Verpflegung war. Wir Jungen gingen gerne hin, weil dort mehr Gelegenheit zum Unfugmachen war. Dafür kriegten wir auch Prügel, und zwar von Leuten, denen es gar nicht um Aufrechterhalten der Ordnung, sondern nur um Bethätigung ihrer Roheit zu thun war. Eine besonders beliebte Büberei, deren Opfer ich, jünger als meine Mitschüler und in vornehmerer Atmosphäre aufgezogen, besonders häufig wurde, war es, einem von rückwärts einen Schlag zu versetzen. Drehte man sich nach der Richtung, von der der Schlag gekommen war, erhielt man einen Schlag von der anderen. Am Jom-Kippur Abend ging es so zu, daß ein kleiner, buckliger Packträger, Salmele Hoschme's, ausrief: „Is' denn hait' Simchas Toire?" Mann kann sich daher einen Begriff davon machen, wie es am Thorafeste zuging. Ein Besucher der Synagoge war Schimme Glasspiegel, ein Schwiegersohn des „Schulrebbe" Reb Jossef Harsch Knöpfmacher, ein sogenannter Markthelfer, der den wohlhabenderen Leuten auf den Jahrmärkten, von deren Besuch sich die Meisten ernährten, Dienste beim Auf- und Abladen leistete. Einmal hatte ihn der Chasan Spielmann nach Moische Gloser aufgerufen, während er um siebzehn Jahre älter zu sein behauptete. Nach dem Gottesdienste ließ nun Schimme auf den armen Spielmann eine Fluth von Scheltworten niedersausen; er nannte ihn Mischel mit 'n Fiedele, ein Spitzname, den Spielmann daher hatte, weil sein Vater ein Klesmer (Musikant) war, was als sehr verachtetes Gewerbe galt, und in Bezug auf Aristokratie war man im Ghetto sehr feinfühlig. Dann drohte er ihm mit Mißhandlungen, die dem Blutdurste eines Indianers Ehre gemacht hätten. Allerdings kam es nicht zur Ausführung, aber bei jedem Amen, wenn Spielmann vorbetete, sagte Schimme „Onehm" (Abnehmen sollst du) und bei jedem ברוך הוא וברוך שמו „Sein sollst De nit doi."

Nach jugendlicher Art fand ich an solchen Kraftäußerungen Gefallen und berichtete mit großem Behagen derartige Vorkommnisse, wenn ich auf Ferien zu Hause weilte, was meinen Vater sehr verdroß. Er hatte allerdings hauptsächlich wegen der jüdischen Bildung mich nach dem entlegenen und damals noch nicht mit der Bahn verbundenen Nikolsburg geschickt, statt mich in Brünn die Schule besuchen zu lassen, das in einer halben Stunde mit der Bahn zu erreichen war. Gleichzeitig hatte doch das Bedenken der sittlichen Gefahren in der großen Stadt auf ihn gewirkt. Nun klagte er, man werde dort jüdisch verdorben.

Unrecht wäre es jedoch, diese Schattenseiten so ungebührlich hervorzuheben. Vor Allem waren diese Uebelstände nur in den kleinen Synagogen so grell. In der Altschul' herrschte eine musterhafte Ordnung, und selbst in der Nochem Gloser-Schul' war auch Andacht. Der Jude ist eben kein Katholik, der bloß hört und sieht; er muß selbst aktiven Antheil am Gottesdienste nehmen, und er fühlt sich in der Synagoge zu Hause. Außerdem sind auch die Manieren dieser Leute im Alltagsleben andere gewesen als die moderner Großstädter. Auf mich hat es einen tiefen Eindruck gemacht, in dieser kleinen Synagoge, die Mehrzahl der Besucher den ganzen Tag, Jom Kippur, auf den Beinen stehen zu sehen. In der Altschul sah ich zwei Greise beim Schemone Eßre so gebückt stehen, daß ihr Oberkörper mit den Beinen einen

rechten Winkel bildete. Allerdings war auch viel gemachter Pietismus dabei, besonders das Weinen beim Gebete war etwas Vorschriftsmäßiges, aber im Großen und Ganzen beherrschte eine echte Religiösität das Leben, und meine ganze geistige Individualität wäre in eine andere Richtung gerathen, wenn mein Vater mich nicht nach Nikolsburg geschickt hätte. In der Darstellung eines solchen specimen vitae humanae liegt der Werth einer derartigen Detailmalerei. Wir wären viel besser über die Geschichte unterrichtet, wenn so secundäre Persönlichkeiten wie Chija bar Abba uns ihre Alltagserlebnisse aus Nehardea oder Tiberias mitgetheilt hätten.

Mir erschien das kleine Städtchen von 8000 Einwohnern als eine Metropole, besonders im jüdischen Sinne. Als ich im September 1868 während der Bußtage zum ersten Male dort ankam, gingen gerade die Leute aus dem Abendgottesdienst. Ein Menschenstrom bewegte sich durch die Judengasse. Die Altschul' mit ihren vier Kuppeln, die in der Mitte von den Säulen getragen werden, welche den Almemar einschließen, erscheint mir heute noch als eine schöne echt jüdische Synagoge. Der Chasan, Reb-Kalme Löb Maß, besaß eine herrliche Stimme, war ein tiefreligiöser und talmudisch gelehrter Mann. Auch der Schammes der Altschul' war ein guter Talmudist. In der Reb Nochem Gloser-Schul' war Reb Schimme König, den ich schon einmal als Kollegen meines Vaters auf der Eibenschützer Jeschiba erwähnte, Schammes. Er war ein Neffe des Rabbi Josef Hirsch Knöpfmacher, der in derselben Synagoge Prediger war. Ich hörte den Letzteren nur einmal, konnte ihn aber nicht recht verstehen; hingegen führte mich Reb Schimme König öfter zu ihm, um mich „verhören," oder um mir eine Stelle zum Selbststudium (Leinen) aufgeben zu lassen. Predigt ist heute noch bei uns, wie einer meiner Freunde sagt, ein hors d'oeuvre. In Nikolsburg galt das besonders. Dort wurde der Hauptgottesdienst, wie überall in Mähren und soweit ich weiß, nur dort, um zehn Uhr begonnen. Wenn eine Predigt gehalten wurde, was etwa alle vier Wochen geschah, begann der Gottesdienst mit der Predigt eine halbe Stunde früher, damit die Besucher anderer Synagogen ihm beiwohnen könnten, die sich dann in ihre respektiven Synagogen begaben, um dort an dem Gebete theilzunehmen. Feuchtwang war ein trefflicher Redner, und obwohl der jugendliche Enthusiasmus derartige Erinnerungen vergolden mag, glaube ich doch, daß ich noch heute ihm mit aufrichtiger Andacht lauschen möchte. Dasselbe wurde mir von Gustav Karpeles, der ebenfalls in Nikolsburg Gymnasiast war, gesagt. Jedenfalls war Feuchtwang eine durch und durch vornehme, feingebildete Persönlichkeit, die jedermann Achtung und Liebe abgewinnen mußte. Sein Fehler war eine Scheu vor aktivem Hervortreten, die wohl dadurch begründet war, daß er nicht am richtigen Platze war. Dasselbe Gefühl muß wohl Samson Hirsch gehabt haben, als er nach vierjähriger Wirksamkeit 1851 seine Stelle als Nikolsburger Lokal und mährischer Oberlandesrabbiner niederlegte, um die Stelle eines Rabbiners an einem Verein in Frankfurt a. M. anzunehmen.

Orthodoxie war in Nikolsburg noch zu sehr mit Unkultur verknüpft. So wurde Feuchtwang, trotzdem er in religiöser Beziehung auf dem Standpunkte seiner Lehrer Jakob Etlinger und Seligmann Baer Bamberger stand,

für manche Nikolsburger vom Schlage Moses Löb Kohn's ein Reformer. Er hatte, z. B. der Einführung eines Knabenchores und der Abschaffung des Schulrufens zugestimmt, ohne die Initiative darin zu ergreifen. Führer der Opposition war Reb Itzig Weinberger, der Dekan des Rabbinatskollegium, Rosch Beth Din, ein steinalter Mann, der schon unter Mordechai Benet Rabbinatsassessor gewesen war. Er war „Schulrebbe" in der kurz vor meiner Zeit aufgehobenen Reb Gutmann-Schul' und donnerte dort gegen die gottlosen Reformer, die sich vor den Gojim schämen, wenn der Schammes Kabbolas Schabbes ruft. Ihm sekundierte Reb Moische Löb Kohn, der behauptete, an dem Freitag, an welchem der Ruf, „Kabbolas Schabbes" nicht mehr gehört wurde, habe „Nikelschpork" aufgehört, eine heilige Gemeinde zu sein. Das Bethhamidrasch leistete Heeresfolge und erging sich in sehr kühnen Drohungen gegen den Vorstand und besonders gegen den Vorsteher und Bürgermeister — Nikolsburg ist heute noch ebenso wie etwa zwanzig andere jüdische Gemeinden Mährens eine politische Kommune — Sigmund Blau, einen treuen Bewunderer Feuchtwangs. Die Heißsporne des Beth-Hamidrasch wollten dem Bürgermeister die „Züre" (Gesicht) herausreißen, als Blau, der sehr energisch war, den alten Reb Itzig vor den Vorstand laden ließ und ihm mit Amtsentsetzung drohte. Reb Itzig war ein wohlhabender Mann, aber er hätte sich doch von seinem Amte nicht trennen können, und so verhielt er sich ruhig. Dem Rabbiner bewahrte er jedoch seinen Groll und sprach nicht einmal mit ihm auf dem Todtenbette, als Feuchtwang in seiner milden Natur ihn besuchte.

Reb Itzig starb etwa 1870 kurz vor meiner Ankunft daselbst und die Reformbewegung dürfte etwa zwei Jahre zuvor stattgefunden haben. Mein Gewährsmann für die Geschichte jener Tage war Reb Jainkew Frankenstein, einer der orthodoxen Kämpen, sonst ein braver, talmudisch gelehrter und etwas moderner Mann, der auch gerne ein hebräisches Gedichtchen machte und noch zu Anfang meiner Zeit gegen den Rabbiner polterte, der „ä Schtorz fer de Toire und ä Schtorz fer de Jire" (Gottesfurcht) sei. Es war bei dem braven Reb Jainkew ein wenig Starrköpfigkeit, die ihn in die Opposition führte. Die Nikolsburger, die sich für die Elite der Menschheit hielten, nannten ihn, da er ein geborener Böhme war, „ä pöhmischen Dickschädel." In dem letzten Jahre meiner Nikolsburger Lehrzeit verkehrte ich sehr viel mit Reb Jainkew, da einer meiner Schulkollegen, Heinrich Benedikt, ein Urenkel von Mordechai Benet, bei ihm wohnte. Der junge Mann war trotz seiner vornehmen Abstammung ein arger Ketzer und rauchte am Sabbath. Wenn Reb Jainkew das merkte, kam er in die Stube und sagte: Herr Benedikt, leihen Se mer ä Schwebele, leihen Se mer alle, was Se hoben! Dann setzte er sich nieder und wich nicht, bis der Sabbath zu Ende war oder bis wir ausgingen. Mich liebte er besonders, denn erstens war ich ein rarer Vogel, vielleicht der einzige Gymnasiast der ein Publikum für seine hebräischen Gedichte abgab und dann ein „choschewig Jüngel," der alle Tage in Schul' ging und an allen Fasttagen fastete Er wollte sich durch meine Vermittlung wieder Feuchtwang nähern, aber Feuchtwang wich, ohne seinem Gegner Uebles nachzureden, allen Versuchen aus.

Die Naiv-frommen verehrten übrigens den Rabbiner aufrichtig. Ganz

besonders erinnere ich mich eines alten Dorfjuden, Namens Feßler, Srole Harsch Chowijehs genannt, der sich wie viele seinesgleichen auf seine alten Tage in die „Kille“ zurückgezogen hatte, um „gut jüdisch“ leben zu können. Er ging täglich in die „Neuschul’,“ und da dort der Gottesdienst früher aufhörte, dann noch in die Altschul’, um dort noch ein paar Amen nachsagen zu können. Nach Beendigung des Gottesdienstes begleitete er den Rabbiner nach Hause, um ihm eine Prise Tabak anzubieten. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß der Rabbiner vor jedem Gottesdienste vom Schammes abgeholt und nach Beendigung desselben von ihm nach Hause begleitet wurde.

In den 26 Jahren, seit ich Nikolsburg verlassen habe, hat sich Vieles geändert. Srole Harsch Chowijehs, Reb Jainkew Frankenstein, der bucklige Packträger Salmele Hoschmes, meine Talmudlehrer Reb Selig Löb Hahn und Reb Schimme König sind längst todt, nur Rabbi Josef Knöpfmacher lebt als hoher Achtziger, doch auch schon ein moderner Mensch und neben ihm dürfte der hochbetagte Gawriele Böhm, ein direkter Nachkomme des hohen Reb Löw und des berühmten Jair Chajim Bacharach, als die eine einzige Säule von der geschwundenen Pracht des alten Nikolsburg zeugen. Wenn mein Hermann, der gerade um dreißig Jahre, also um eine Generation, jünger ist als ich, heute nach Nikolsburg käme, fände er keinen Schammes mehr, der ein tüchtiger Talmudist ist, keinen alten Dorfgeher, der von Schul’ zu Schul’ geht, um Amen nachzusagen und sich glücklich schätzt, dem Rabbiner eine Prise Tabak anbieten zu dürfen und keinen Kaufmann, der ihm hebräische Gedichte vorlesen würde. Mitunter versuche ich ihn für meinen „Magen Abraham“ zu interessiren, der die Unterschrift des Chananel, Sohnes des Jehuda Löb, trägt, also mindestens schon sechs Generationen gedient hat, aber Hermann zeigt mehr Ehrgeiz, ein tüchtiger Fußballspieler zu werden. „Väter und Söhne!“

Rabbi Akiba hielt an seinem unerschütterlichen Gottvertrauen bis zu seinem tragischen Ende fest. Selbst als der römische Kaiser Hadrian den Juden das Gesetzesstudium unter Todesstrafe verbot, versammelte er seine Jünger um sich und setzte seine Lehrvorträge fort. Pappos ben Juda fragte ihn mit Erstaunen: „Fürchtest du dich nicht vor dem kaiserlichen Dekret?“ Ich will dir ein Gleichniß vortragen,“ erwiderte Akiba. „Ein Fuchs ging einmal dem Ufer eines Flusses entlang und bemerkte, wie die Fische sich unruhig im Wasser von einem Ort zum andern bewegten. „Vor wem fliehet ihr?“ fragte der Fuchs „Vor den Netzen, womit die Menschen uns nachstellen,“ antworteten die Fische. „Kommet doch herauf zu mir auf’s Trockene,“ bat sie der Fuchs mit schmeichelndem Tone, „damit wir friedlich und sicher beisammen wohnen, wie ehemals meine Väter mit den eurigen zusammenlebten.“ „Du wirst das schlaueste der Thiere genannt?“ erwiderten die Fische; „nicht schlau bist du, sondern dumm. Wenn wir uns im Wasser, in unserem Lebenselemente, fürchten, wie viel mehr müssen wir uns fürchten, uns auf’s Trockene zu begeben, wo uns der sichere Tod droht!“ „So ist es auch mit uns der Fall,“ fügte Akiba hinzu. „Wenn das Studium der Thora, die doch unser Lebenselement ist, wie es in der Schrift heißt (5. B. M. 30, 20): ‚denn sie ist dein Leben und verlängert deine Jahre,’ uns Gefahr bringt, um so größere Gefahr bringt uns die Vernachlässigung der Lehre!“ Nach kurzer Zeit wurde Akiba von den römischen Häschern ergriffen und in’s Gefängniß geworfen; aber auch Pappos ben Juda ereilte dasselbe Schicksal. „Was ist die Ursache deiner Einkerkerung?“ fragte Akiba seinen Mitgefangenen. „Heil dir, Akiba,“ versetzte Pappos; „du leidest für das göttliche Gesetz (für eine große Sache); ich aber für nichtige Dinge“ (Berachoth 61 b).

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Trau, schau, wem? — Selbst des Himmels Blau wandelt in Wolken Grau sich gar schnell, und Schwefelblitze grell donnern Dich nieder. Dann verstummen Deine schönsten Lieder, und nur mit Ach und Krach hältst Du Deine Laune wach. Doch mach' Dir nichts daraus. Wenn all der Graus und Braus vorübergezogen, beruhigen sich auch Deines Herzens Wogen. Und nach all dem Gewitter und Getümmel bläut auf's Neue sich der Himmel. Ein Ende hat all das Getöse, und aller Unfug wie alles Böse. Es wachsen wieder die Blüthen und die Früchte, und Du machst frische Verse und Gedichte. Bisman Korif kann's aber nicht lassen. Er liebt nur die Liebe, und scheut nur das Hassen!

Eben so wenig wie Elend das Endziel alles Menschendaseins ist, eben so wenig ist es das Glück! Glück und Elend sind blos die Meilenzeiger und Glockenschläger. Die Ewigkeit weiß nichts von Zeit, und der Himmel kennt keinen Raum!

Da schwätzen unsere Laienprediger seit Kurzem so viel dummes und krauses Zeug von den Rabbi-Editoren. Gemach! Ihr übergescheidten Herren! Die allerersten jüdischen Zeitungsschreiber waren die Prediger, und der letzte jüdische Zeitungsschreiber (ich meine nicht unsere Jargon Editoren) wird der letzte Rabbiner sein! Und dann kommt hoffentlich „Moschiach!“....

Südafrika als Mekka der Zionisten! Das klingt gar nicht übel. Wenn der wirklich edle Junggeselle Alfred Beit nur das Zehnte seiner vierhundert Millionen dieser Aufgabe widmen wollte, dann wäre das eigentliche Problem des modernen Zionismus gelöst! Mit einer sicheren vierprozentigen Anlage der vierzig Millionen ließen sich alljährlich mindestens 2000 jüdische Familien nach den besten Gefilden Rhodesia's überführen und erfolgreich unterbringen. Aber Bisman Korif hat gut reden und rathen. Er ist selbst nur ein armer Jude, und obendrein auch noch ein sogenannter Radikal-Reformer. Na! — Wenn ich nur erst ein reformirter Radikaler bin!....

Was nützt das Licht am hellen Mittag? (Chullin 60b).

Durch die Nachlässigkeit des Hirten wird das Lamm die Beute des Wolfes (Nach Schemoth Rabba 5, 21).

Mittheilungen.

Ist die hebräische Sprache unter den Juden anerkannt oder nicht?

Als ich am ראש השנה Tage auf dem Wege zur Synagoge mich befand, wurde ich von einem bekannten Nichtjuden mit den Worten begrüßt: לשנה טובה תכתב. Ein anderer christlicher Nachbar klopfte mir am selben Nachmittage auf der Schulter und sagte zu mir „מזל טוב." Ich war ein wenig erstaunt, von Christen Neujahrswünsche in hebräischer Sprache zu empfangen aber zugleich angenehm überrascht, während solche Mundart von unseren jüdischen Genossen theils unwissentlich und manchmal wohlweislich vermieden wird. Dieser fremdartige Vorfall veranlaßt mich ein Wort für die hebräische Sprache zu reden.

Wenn die jüdische Jugend einen besseren Unterricht im Hebräischen erhielte, würde das dem Judenthum unbedingt zum Vortheil gereichen. Der junge Mann oder die junge Dame würde eine bessere und mehr respektable Anschauung von seiner oder ihrer Religion bekommen. Sie würden bessere Kenntnisse vom alten Testament erlangen und viele würden aufhören sich ihrer jüdischen Herkunft zu schämen. Ein Beweis dafür, daß viele Juden nicht stolz auf ihre Religion sind, ist der Umstand, daß die biblischen Namen nur hin und wieder unter ihnen gefunden werden. Abraham, Isaac, Jacob, Samuel, Noah, Josua, Elihu, u.s.w., sind unter den Christen stark vertreten; solche Namen sind den modernen, reformirten Juden zu anrüchig, sie schämen sich, für Israeliten gehalten zu werden.

Die Orthodoxen nennen das Hebräische לשון הקודש (die heilige Sprache) um ihre Ehrfurcht vor ihrer Religion zu erkennen zu geben. Und das mit Recht! Die hebräische Sprache hat uns Juden gelehrt, auf unsere Herkunft mit Stolz zurückzublicken und für den Fortbestand unseres Glaubens einzutreten. Es wird genug gepredigt und gedruckt. Aber wer sind die Hörer und Leser? Sie sind zum größten Theile eingewanderte Europäer, die das Hebräische mehr oder weniger gelernt haben und dadurch in ihrem Glauben gestärkt wurden. "Young America" ist an den hohen Feiertagen im Theater oder beim Ballspiel.

Ich appellire an alle, besonders die deutschen Juden, ihren Kindern einen besseren hebräischen Unterricht ertheilen zu lassen, und wenn es auch etwas auf Kosten des Lateinischen und Französischen geschieht. Das Resultat wird sich in mehr gefüllten Räumen des Tempels am Sabbath und den Festtagen und in weniger Mischehen zeigen, die doch nur das jüdische Familienleben untergraben.

Unsere Rabbiner sind alle gute Hebräer, und da sie nach der Lehre Moses, die Rathgeber und Helfer in Israel sein sollen, warum sind unsere reformirten Seelsorger gerade so eifrig, das Hebräische aus den Gebetbüchern und dem Gottesdienste zu verlernen? Dies erinnert mich an die Priesterkaste

der alten Egypter, welche die Wissenschaft nur für sich allein beanspruchten und geheim unter sich behielten.

Julius S. Cohn.

Werthe Frau Deborah!

Glauben Sie nicht, daß Herr Dr. Sonneschein in seiner Polemik gegen Orthodoxie und Schulchan Aruch zu weit geht? Der Reform kann dieses Aufdecken längst überwundener Schäden nicht dienen, höchstens kann dieses Vorgehen unseren antisemitischen Freunden von Nutzen sein לתת חרב בידם להרגני. Vom bescheidenen Manne erwarten wir, daß er sei מגלה טפחומכסה טפח,ם, der Herr Doktor, hingegen, thut's umgekehrt.

Was uns heute die Gesetze über den Bann angehen! Und wenn schon, sollte Herr Doktor Sonneschein richtig übersetzen, und nicht den Sinn entstellen. Er zitiert nämlich Joreh Deah 334, 45 (soll heißen 334, 43) wie folgt: „Um Jemanden in Acht und Bann zu thun (das heißt sicherlich Ehrenabschneiderei), das bleibt dem Ermessen des Tribunals überlassen, und kann auch ohne welche Zeugenschaft von Belang geschehen. Zur Bezichtigung ist selbst Weibergeklatsch und Kindergeschwätz vollständig hinreichend." Besehen wir uns das Original:

ואין צריכין לענין נידוי עדות וראיה ברורה אלא או״ר הדעת באמתות הדברים שהתובע טוען ברי ואז אפ-אשה וקטן נאמ-אפ־הדעת נוהן שאמה הדבר:

d. h.: „In Angelegenheiten von Niddui (nicht ganz „Bann" — und da dieses Strafe für ein von 24 aufgezählten Vergehen ist, kann es nicht als Ehrenabschneiderei betrachtet werden), brauchen die sonst nöthigen Vorschriften für Zeugenaussagen und Beweis nicht angewendet zu werden, sondern es ist dem Tribunal überlassen ob die Worte, die der Ankläger als gewiß betheuert, auch wirklich wahr sind; dann ist sogar eine Frau, sogar ein Kind beglaubt, wenn der gesunde Menschenverstand die Wahrheit erkennt." Natürlich paßt der letzte Satz nicht dem Herrn Doktor in den Kram. Der unparteiische Leser ersieht aber, daß von leerem Geklatsch oder Geschwätz nicht die Rede ist.

Ferner erzählt uns Herr Doktor Sonnenschein „.... die folgende Gemeinheit: „Eine öffentliche Aufbahrung von Frauenleichen ist unter keinen Umständen zulässig!" Dieses brutale Diktum begründet der Eine mit der Erklärung: „Es stehe unter der Würde eines gelehrten Juden, sich an der letzten Ehrung einer jüdischen Frau zu betheiligen." Ein zweiter von diesen Schulchan-Aruch-Bonzen geht noch weiter, und erklärt ganz rund heraus: „Der weibliche Leichnam sei einfach — salva venia — ein Ekel." Ei, ei, das wäre ja schändlich, — wenn's auch wahr wäre! Nun steht aber nichts desgleichen im Joreh Deah. Zu lesen ist im Kapitel 355 (nicht 354, 45), wie folgt:

„Eine Frauenleiche soll nicht auf offener Straße zum Hesped aufgebahrt werden, weil ihr das nicht zur Ehre gereicht." Hierauf bemerkt R. Moses Isserles, nach Ewel Rabbati, 11, daß man nicht in חבר עיר zur Frauenleiche

gehen soll. Diesen Ausdruck, חבר עיר, erklärt R. Sabbathai Kohn als auf den Oberrabbiner der Stadt beziehend (also nicht, wie uns der Herr Doktor weißmachen will, auf jeden gelehrten Juden); R. David Hallevi (Taz) hingegen (und das ist wohl der „Bonze" dem unser Herr Doktor die Worte im Munde legt, „der weibliche Leichnam sei einfach ein Ekel") beweist aus einer Talmudstelle daß חבר עיר nicht das rabbinische Ober-haupt, sondern eine Volksmasse bedeutet, und fährt fort:

„Was auch immer der Ausdruck hier bedeutet, so ist damit keine Herabsetzung der Frau gemeint, sondern nur daß man zu der in Tur 377 bemerkten Hinsicht (d. h. öffentliche Trostsprechung) nicht im Gedränge auf offener Straße stehen soll. Hingegen existirt kein Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Leiche beim Leichenbegängniß, wie im Kapitel 344 ausdrücklich steht, dieses scheint mir der einfache Sinn."

Der hier referirte Paragraph (344, 2) lautet: „Wie man Männern eine Leichenrede hält, so thut man auch Frauen, wie es ihnen gebührt," wozu R. Moses Isserles bemerkt: „Diese Leichenrede soll in Gegenwart gelehrter Männer gehalten werden." Dieses 344te Kapitel enthält auch den Satz daß man gewisse Frauenleichen (nach Megillah 28[b]) in das Bet- oder das Lehr-Haus bringen darf.

Herr Doktor Sonneschein beging eben den bei einem Manne seiner Gelehrsamkeit unverzeihlichen Fehler das Citat nicht im Ture Sahab nachgeschlagen zu haben, er zitierte aus zweiter Hand vom Baär Hetew, wo in Parantheſe erklärt wird, dieses geschehe ומשום נוול was er (wahrscheinlich an נ ל oder נבילה denkend) mit „Ekel" übersetzt, obgleich er doch wissen sollte daß Ekel auf hebräisch תועבה und im Talmudischen מאב מסאב heißt. נוול bedeutet hier einfach „Verwesung," wie ihn Kapitel 354, und die Randbemerkung des R. Akiba Gins (Eger) belehren konnte. Der Fehler liegt also nicht im Schulchan Aruch, noch an den „Bonzen," sondern ist beim Herrn Doktor Sonneschein zu suchen. Man denkt unwillkürlich an den englischen Dichter Thomson:

Why not all faults, injurious Mitchell? Why
Appears one beauty to thy blasting eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all I ask, and all I want from thee.

Den Schulchan Aruch revidieren, ei ja; aber desinfizieren? Nicht Doktor Sonnenschein! יבא זכאי ויכפר על החייב! Welchen Spitznamen mir Herr S. für diesen Artikel beilegen wird, weiß ich natürlich nicht, wenn ihm aber doch die Ethik der Tanaime und Amoraim so lobenswerth erscheint, rathe ich ihm ein Diktum zur Befolgung an, nämlich לעולם יספר אדם בלשון נקיה u. s. w. in Pesachim 3a nachzuschlagen.

Hochachtungsvoll,

W. Willner.

Meridian, Miss., d. 30. Tischri 5663.

Nachträge zu den jüdischen Gedenktagen.

Januar.

2. 1902. Henry Lumley, Schriftsteller u. Erfinder eines Steuerruders. London, gest.
6. 1902. Jean de Bloch, der geistige Urheber der Friedenskonferenz im Haag, Konvertit, Warschau, gest.
7. 1902. Adolf Moses, Rabbiner und Schriftsteller, Louisville, gest.
13. 1881. Samuel Freund, orthodoxer Rabbiner und Autor, Prag, gest.
26. 1902. Andrew B. Davidson, hebr. Grammatiker und Exeget, Edinburg, gest.
30. 1901. Ephraim Rothschild, Industrieller und Philanthrop, Stadtoldendorf, gest.

Februar.

1. 1902. Salomon Jadassohn, Musikschriftsteller, Leipzig, gest.
4. 1902. Hermann Wolff, Musikschriftsteller, Konvertit, Berlin, gest.
20. 1832. S. Rosenstein, Mediziner, Professor in Leiden, Berlin, geb.
23. 1902. Max Büdinger, Historiker, Konvertit, Wien, gest.
24. 1902. Pinkus Neustadt, orthodoxer Rabbiner und Schriftsteller, Breslau, gest.
28. 1902. Moses Salzer, weimar'scher Landesrabbiner, Stadt Lengsfeld, gest.

März.

5. 1902. Leonard Lewisohn, amerikanischer Philanthrop, London, gest.
7. 1902. Isidore Cahen, Redakteur der Archives Israelites, Paris, gest.
9. 1902. Eugen Rosenstiel, Philanthrop, Meran, gest.
10. 1902. Jenny Hirsch, Frauenrechtlerin u. Schriftstellerin, Berlin, gest.
20. 1902. Abraham Schalom Friedberg, hebr. Literat, Warschau, gest.
24. 1902. Sal. Mandelkern, hebr. u. deutscher Schriftsteller, Wien, gest.

April.

18. 1902. Markus Wolf Hinrichsen, ehemaliges Reichtagsmitglied, Hamburg, gest.
19. 1902. Dr. Julius Wise, jüd. Journalist, Chicago, gest.

Mai.

1. 1902. Theodor Klein, medz. Schriftsteller u. Mitglied des Pariser Konsistoriums, Paris, gest.
11. 1902. Ascher J. Myers, Herausgeber des „Jewih Chronicle," London, gest.
14. 1902. Giuseppe Ottolenghi zum ital. Kriegminister ernannt.
20. 1790. Eleasar Werblow in Grodno geviertheilt.

Juni.

1. 1901. Eugen Manuel, Dichter und Pädagog, Paris, gest.
25. 1902. Sam. Edw. Shrimski, Politiker, Auckland, Neu-Seeland, gest.
26. 1876. Friedr. Wilh. Ghillany, antisem. Schriftsteller, gest.

Juli.

28. 1902. Josef Bielefeld, Verlagsbuchhändler, Karlsruhe, gest.
30. 1902. Exzesse beim Begräbnisse des Rabbiners Jakob Joseph in New York.
31. 1902. Benjamin Szold, Rabbiner und Autor, Berkeley Springs, W. Va., gest.
? 1902. Markus Antokolsky, Bildhauer, Hamburg, gest.

August.

3. 1902. Adolf Landau, Redakteur des Woschod, Berlin, gest.
6. 1787. Salomon L. Steinheim, Arzt und Dichter, Altona, geb.
9. 1902. Moriz Szeps, Redakteur, Wien, gest.

13. 1902. Heinr. von Halban, öst. Staatsmann (früher Blumenstock) Konvertit, Gastein, gest.
17. 1902. Sal. Jehuda Sachs, russ. Industrieller und Mäzen der jüd. Literatur, Hamburg, gest.

September.

5. 1902. Rudolf Virchow, Gegner des Antisemitismus, Berlin, gest.
6. 1902. Albert Fränkel, Redakteur der „Gartenlaube,“ Leipzig, gest.
19. 1902. Isaac Rülf, Rabbiner, Schriftsteller und Philanthrop, Bonn, gest.
22. 1902. Sal. Cohn, ehemal. mecklenburg'scher Landrabbiner, Breslau, gest.
29. 1814. Israel ben Sabbathai, der Kozenicer Maggid, gest.
— 1902. Emil Zola, der Anwalt Dreyfus', Paris, gest.
— 1902. Bernhard Joseph Stokvis, Prof der Medizin in Amsterdam, gest.

Oktober.

1. 1835. Adam Politzer, Prof. der Medizin in Wien, Alberti, Ungarn, geb.
— 1858. S. N. Ehlenberg, Rabb., Lemberg, gest.
— 1902. Bernard Abraham, Brigadegeneral, Paris, gest.
10. 1902. Sußmann Sofer, Rabb. u. talm. Autor, Paris, gest.
13. 1846. Isaak Rabinowitz, hebr. Dichter, Kowno, geb.
18. 1902. Ruben Ascher Braudes, hebr. Schriftsteller, Wien, gest.
20. 1901. Hippolyt A. Wawelburg, russ. Philanthrop, Wiesbaden, gest.
22. 1900. F. Max Müller, der Begründer der Religionswissenschaft, Oxford, gest.
— 1902. Siegmund Hinrichsen, Präsident der Bürgerschaft, Hamburg, gest.
23. 1825. Salomon Friedländer, Reformrabbiner, Brilon, geb.
28. 1834. Hirsch Heller, (genannt Charif), Rabbiner und talm. Autor, Altofen, gest.
29. 1831. Leopold Sonnemann, Journalist und Parlamentarier, Höchberg, geb.
30. 1724. Israel von Hönigsberg, Finanzier, Kuttenplan, geb.

November.

3. 1902. Heinr. Rickert, Bekämpfer des Antisem., gest.
8. 1840. Nathan Meyer von Rothschild, erster jüdischer Lord England's, ged.
14. 1900. Adolf Politzer, Komponist, London, gest.
15. 1900. Jehuda Behak, Rabb. und talm. Autor, Cherson, gest.
29. 1758. Fanny Arnstein, Führerin im Wiener Salon, Berlin, geb.
30. 1867. Wolf Aloys Meisel, Rabb. u. theol. Schriftsteller, Budapest, gest.

Dezember.

2. 1900. Ludwig Jacobowski, deutscher Dichter, gest.
5. 1900. Emily Marion Harris, Philanthropin u. Schriftstellerin, London, gest.
6. 1675. John Lightfoot, christlicher Kenner der rabb. Literatur, Eli, gest.
11. 1809. Theodor Griesinger, antisemit. Romanschriftsteller, Kirnbach, geb.
13. 1585. Eliezer Aschkenazi, talm. Autor, Krakau, gest.
20. 1791. Zacharias Mendel aus Podhajc, rabb. Autor, Frankf. a. O., gest.
21. 1834. Adolf von Sonnenthal, deutscher Schauspieler, Budapest, geb.
25. 1831. Sal Lehmann, Sanskritist, Telgte, geb.
— 1901. Karl Schick, Palastinaforscher, Jerusalem, gest.
26. 1901. Jonas Bergtheil, Pionier in Natal, London, gest.
— 1838. Giuseppe Ottolenghi, ital. Kriegsminister, Sabbionetta, geb.
30. 1791. Anton von Rojas, antis. Schriftsteller, Fünfkirchen, geb.
31. 1901. B. Spiers, Dajan u. talm. Schriftsteller, London, gest.

Durch drei Dinge besteht die Welt: Durch Gerechtigkeit, durch Wahrheit und durch Frieden (Abot 1 Ende).

Geschichtsphilosophie mit besonderer Beziehung auf Religionsgeschichte.

Von Gotthard Deutsch.

(Schluß.)

Ein besonders klarer Typus historischer Macht im religiösen Leben ist die Beschneidung der Juden, welche wohl ursprünglich ein äußeres Zeichen der Stammeszugehörigkeit, ähnlich dem Tättowiren ist und in noch früherer Entwicklung auf einen Priapuskult hinweist, bei dem man einen Theil des Zeugungsgliedes dem Gotte der Fruchtbarkeit mit dem Eintritt der Pubertät zum Opfer bringt. Inhalt und Form eines jeden Kultus zeigen das Bestreben zu konserviren. Die katholische Kirche hält trotz mancher schüchterner Versuche einer Aenderung an der Bartlosigkeit der Priester fest, obwohl diese Sitte erst im sechzehnten Jahrhundert aufkam. Die Synagoge läßt die Vorlesung des Pentateuchabschnittes nur aus einer Pergamentrolle zu, der Islam duldet überhaupt nicht, daß der Koran mit Typen gedruckt werde, und erst neulich hat ein gelehrter Ulema entschieden, daß es sündhaft sei, Koranverse von einem Phonographen rezitiren zu lassen.

3. Betrachten wir die psychologischen Motive dieses Beharrungsvermögens genauer, so finden wir sie in dem Oppositionsbegriffe, in dem principiis obsta, begründet. Da die katholische Kirche auf dem Prinzipe fußt, daß sie dem Zeitgeiste keine Konzessionen machen dürfe, so erlaubt sie ihren Priestern nicht, sich der jeweilig herrschenden Bart-Mode anzuschließen. Wir sind im Allgemeinen uns besser dessen bewußt, was wir nicht wollen, als dessen, was wir wollen. Das gilt natürlich vom politischen Leben nicht minder wie von dem religiösen. Die preußischen Konservativen waren Gegner einer Flotte, obwohl Militärmacht, und ganz besonders die Flotte, wo blinder Gehorsam nothwendig ist, das Autoritätsprinzip stärken, aber der Grund ihrer Abneigung lag in dem Umstande, daß die Errichtung einer Flotte ein Programmspunkt der Revolution geworden war. Die Aufstellung der „Platforms“ in amerikanischen Wahlkampagnen beruht ganz auf dem Prinzip des Gegensatzes. Hat die eine Partei sich für Monometallismus erklärt, so muß die andere freie Silberprägung in ihr Programm aufnehmen, ist die eine für Schutzzoll, so muß die andere Freihandel auf ihre Fahne schreiben. Wir haben in neuerer Zeit das Gottesgnadenthum, die Eintheilung des Volkes in Edle und Unfreie, aus dem Gespensterreich des Mittelalters erstehen sehen. Wir hören den deutschen Kaiser ebenso mit Emphase von „meiner Flotte“ und „meinen blauen Jungens“ sprechen. Er will also offenbar gegenüber dem demokratischen Zeitgeiste ebenso demonstriren, wie Pius IX. mit seinem Syllabus gegen den modernen kirchlichen Liberalismus demonstrirte. Und daß diese Erscheinungen nicht von heute sind, lehrt uns die Weltgeschichte auf jedem Schritte. Der Jesuit Petavius im 17. Jahrhundert sagt, daß die Kir-

chenväter bei der Formulirung von Dogmen so gehandelt haben wie ein Gärtner, der einen gekrümmten Stamm gerade biegen will. So giebt auch Eck in einer Streitschrift gegen Oekolampadius zu, daß die Transsubstantiation nur so scharf formulirt worden sei, um der Lehre Berengar's entgegenzutreten. Die Formulirung der Lehre vom Priesterthum, vom Abendmahl und von der Schrift auf dem Konzil von Trient, ist offenbar in jedem Detail von dem Gegensatze zu der negativen protestantischen Anschauung beeinflußt worden. Dasselbe Prinzip beeinflußte den Syllabus und besonders die Infallibilitätserklärung, welche dem Individualismus der protestantischen Kritik das katholische Autoritätsprinzip entgegensetzen wollte. Auch Luther hat sein Schriftprinzip, welches die Bibel als einzige Autorität proklamirte, nur im Gegensatze zu der katholischen Lehre von der Autorität der Kirche angenommen, denn im Grunde genommen hielt er sich so wenig daran, daß er erklärte, er sei dem Buche Esther spinnefeind, und von dem Briefe Jacobi sagte: „Was nicht Christum treibt, ist nicht christlich, und wenn es auch Sankt Paulus oder Sankt Petrus geschrieben haben." Auch wenn Luther sagt, der beste Jud' und Türk' müsse zur Hölle fahren, während ein Mörder und Ehebrecher selig würde, so lange er nur den richtigen Glauben hätte, war er nur von dem Gegensatze gegen die katholische Lehre von der Heilsamkeit der guten Werke geleitet.

Die Lückenhaftigkeit unserer Quellen für die ältere Religionsgeschichte verhindert uns daran, diese Gründe überall verfolgen zu können, doch sind wir in einzelnen Fällen wohl in der Lage, den Gegensatz als treibende Kraft nachweisen zu können. Ein jüdischer Kirchenvater des dritten Jahrhunderts that den merkwürdigen Ausspruch: „Wer einen einzigen Sabbath genau nach dem Gesetz feiert, dem werden seine Sünden vergeben, und wäre er ein Götzendiener wie Enos." Nach meiner Ansicht will der Rabbi den Gegensatz gegen das paulinische Christenthum formuliren, welches die Sabbathfeier im Prinzip verwirft. Derselbe Theologe sagt: „Ein richtiger Rabbi muß rachsüchtig sein wie eine Schlange." Offenbar will er mit diesem Ausspruche die christliche Lehre bekämpfen, welche befiehlt, die linke Wange hinzuhalten, wenn man auf die rechte geschlagen wurde. Das orthodoxe Judenthum der Gegenwart hat in dem Beibehalten der orientalischen Sitte der Kopfbedeckung auch seine Abneigung gegen Occidentalisirung seiner Religionsformen dokumentirt.

4. So natürlich wie der Kampf, ist das Bestreben, zu einem Einverständnisse zu gelangen, und daher ist der Kompromiß ein wesentlicher Faktor der Weltgeschichte. Auf der einen Seite sehen wir unser Ideal, auf der anderen Seite die ihm entgegenstehenden Hindernisse. Wir wählen einen Kompromiß. Jede konstitutionelle Monarchie ist ein solcher Kompromiß zwischen Absolutismus und Demokratie. Komplizirte Wahlgesetze wie die in Oesterreich und Belgien geltenden, in denen gewissen Klassen eine proportionell stärkere Vertretung und gewissen Individuen ein mehrfaches Votum eingeräumt wird, sind ein Kompromiß zwischen Aristokratie und Demokratie. Das Fortbestehen der Herrenhäuser ist ein solcher Kompromiß zwischen ständischer und repräsentativer Verfassung. Der Bestand Kreta's als eines

Staates unter türkischer Oberhoheit mit einem griechischen Prinzen als Statthalter ist ein Kompromiß zwischen pan-hellenistischen Ambitionen und dem auf Waffenerfolge gestützten Recht der Türken. Die Bezeichnung des österreichischen Parlaments als „Reichsrath“ ist ein Kompromiß zwischen den Ansprüchen des Absolutismus und Feudalismus einerseits, und den unabweisbaren Forderungen der Jetztzeit andererseits. Die Bezeichnung „kaiserlich und königlich“ statt der früher üblichen „k. k.“ bei militärischen und diplomatischen Behörden in Oesterreich ist ein Kompromiß zwischen den Forderungen der ungarischen Unabhängigkeitspartei und den Centralisten. Jeder Friedensschluß und jede Verfassung sind Erscheinungsformen desselben Prinzips.

Auf kirchlichem Gebiete sind solche Kompromisse besonders häufig, weil die kirchlichen Anschauungen in der Regel auf Verhältnissen eines anderen Zeitalters oder auf einem utopischen Ideal beruhen. Der ermordete König von Italien hätte als Kirchenräuber ohne kirchliche Ehren bestattet werden müssen, aber die Schwierigkeit, einem gekrönten Haupte gegenüber das kirchliche Disziplinargesetz durchzuführen, und besonders die Schwierigkeit, es gegenüber der Sympathie mit dem Opfer eines Verbrechens in Anwendung zu bringen, veranlaßte die kirchlichen Autoritäten zu einem Kompromiß, welcher im Falle Heinrich IV. als Verrath an dem Heiligsten zurückgewiesen worden wäre. Trotzdem war das Wormser Konkordat, welches den Investiturstreit beendigte, auch wieder ein Kompromiß, geradeso wie das Uebereinkommen der Kurie mit der preußischen Regierung in Betreff der Anzeigepflicht. Ebenso sind die Lösungen der katholischen Ehen auf dem Umwege der Annullirung als matrimonium ratum sed non consummatum häufig solche Kompromisse zwischen der kirchlichen Gesetzgebung, welche die Ehetrennung verwirft, und der staatlichen, welche sie zuläßt. Ein neulich in den acta sanctae sedis berichteter Fall war die Annullirung einer Ehe in Frankreich auf Grund der Voraussetzung, daß derselben der Consensus gemangelt habe, obwohl dem Bündnisse mehrere Kinder entsprossen waren. Da aber die Ehe staatlich gelöst war und der kirchlich laue Gatte eine neue Ehe eingegangen war, konnte man die kirchlich fromme Gattin nicht zu sehr in Nachtheil setzen, und so wurde auf Grund von Zeugenaussagen angenommen, daß die Frau von ihrer Mutter zur Ehe gezwungen worden sei, und die Ehe wurde mangels des im kanonischen Rechte vorgeschriebenen Consensus annullirt.

Im inneren kirchlichen Gebiete zeigt sich dasselbe Verhältnis sowohl auf dem Gebiete des Dogmas wie auf dem des Ritus. Die Definition der lateinischen Uebersetzung der Bibel, der Vulgata, als authentischer Text für kirchliche Disputationen und Dogmen weicht absichtlich der folgerichtigen Definition der Vulgata als inspirirt aus. Ebenso hat man das Leugnen der Realität des Höllenfeuers und dessen Erklärung als Pein bis jetzt nur als sententia temeraria erklärt, ohne das Gegentheil dogmatisch zu definiren. Luther's Katechismus mit dem Glauben an Trinität und der Annahme zweier kirchlicher Akte, der Taufe und des Abendmahls, als sakramental, ist ebenfalls ein Kompromiß zwischen der Autorität der Tradition und den Postulaten der Kritik. Der linke Flügel der Presbyterianer, welcher an der Definition der Bibel als unfehlbar, wie es die Westminster-Konfession auf-

stellt, festhält, aber dennoch Irrthümer in der Bibel zugiebt, ist ein Beispiel derselben Art. Der mittelalterliche jüdische Dogmatiker Maimonides hält wohl an der Schöpfung aus dem Nichts fest, nimmt aber dieselbe nicht unter die fundamentalen Glaubensartikel auf. So hat er einen Waffenstillstand zwischen Bibel und Talmud einerseits und Aristoteles andererseits vermittelt.

Im Allgemeinen ist die jüdische Dogmatik ziemlich frei von Kompromissen, da die jüdischen Theologen sich fast ausschließlich um den Ritus bekümmert haben. Desto amüsanter sind die kasuistischen Auskunftsmittel auf dem letzteren Gebiete. So ist es dem Juden verboten, am Passahfeste Gesäuertes in seinem Besitze oder auch nur in seinem Hause zu haben. Da man aber, besonders bei der Ausdehnung des Begriffes vom Gesäuerten, nicht Alles loswerden kann, so ist es gestattet, dasselbe mit der stillschweigenden Bedingung zu verkaufen, es nach dem Feste zurückkaufen zu können. Da aber das Gesäuerte nicht im Hause des Juden sein darf, so vermiethet er den Raum, in dem es aufbewahrt ist, an den Käufer, der auch den Schlüssel dazu erhalten muß, was aber nicht hindert, daß der Verkäufer noch ein Vorhängeschloß anlegen darf. Ganz besonders geben die Sabbathgesetze Gelegenheit zu solchen Hinterthüren. Da es dem Juden verboten ist, am Sabbath zu reisen, könnte er eine größere Seereise nicht antreten. Er hilft sich aber, indem er mit dem Kapitän bedingt, am Sabbath das Schiff stille liegen zu lassen. Führt dann der Kapitän den Vertrag nicht aus, so fügt sich der gewissenhafte Jude dem unwiderruflichen Zwange. Ein ähnliches Verfahren beobachtet die katholische Kirche gegenüber den Griechisch-Unirten, indem sie die verheiratheten Kandidaten ordinirt, obwohl sie an dem Verbot der Priesterehe festhält. Scheffel berichtet uns in seinem Ekkehard das amüsante Geschichtchen, daß die Herzogin von Schwaben über die Schwelle des Klosters Sankt Gallen getragen wird, weil die Regel des heiligen Benedikt es verbietet, daß ein Weib seinen Fuß über die Schwelle eines Klosters setze. Es wäre jedoch Unrecht, dieses Prinzip blos von seiner schwachen Seite zu betrachten, denn es hat nicht nur den Vortheil, das Unhaltbare ad absurdum zu führen, sondern auch den viel größeren, uns durch vorsichtiges Umschiffen der Klippen, wenn auch langsam, doch sicher in den Hafen zu bringen. Ein Zickzackweg ist wohl weiter als die gerade Linie, aber durch Dick und Dünn, über steile Felsen und Schluchten geht es auch nicht schnell, und ein solcher Marsch erfordert einen großen Aufwand an Kräften, welche viel besser in der Oekonomie der Kulturmenschen anzuwenden wären.

Auf jeden wird der Mensch eifersüchtig, ausgenommen auf seinen Sohn und auf seinen Schüler (Sanhedrin 105^{b}).

Jede Schuld rächt sich hier auf Erden. Hätte David nicht die Verleumdung des Ziba angenommen (2. Samuel 16, 3), so wäre sein Reich nicht getheil wordent und die Kinder Israels wären nicht in Götzendienst verfallen und hätten nicht in's Exil wandern müssen (Sabbat 56^{b}).

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Schluß.)

„Ich sagte ihm, fuhr sie fort, daß ich reichlich auf Monate hinaus versorgt sei und daß ich meinen Eltern für Pension bezahlen würde, obwohl Beides nicht der Fall war, aber ich wollte, daß er sich zerstreue, weil er seit dem Tode unseres Kindes so melancholisch war und daß er sich einen anderen Beruf suchen sollte.“

„Waren Sie selbst mit Ihrer Stellung als Rabbinersgattin unzufrieden?“ fragte die Hausfrau.

„Nein, nicht im Mindesten,“ war die im unbefangensten Tone abgegebene Antwort. „Wir waren alle im Elternhause gewohnt, an jedem Sabbath die Synagoge zu besuchen, und im Uebrigen legt uns das Amt nicht so lästige Verpflichtungen auf, als das hier der Fall ist. Als ich im Gasthof in Ihrem Städtchen abstieg, sagte Herr Lipschütz, er wolle mir von einem Bekannten Essen besorgen. Mir war das neu, denn in Amerika hätte Niemand darin ein Arg gefunden, wenn ich auf der Reise in einem nichtjüdischen Hotel gegessen hätte. Ich hatte daher nichts gegen die Stellung meines Mannes einzuwenden; im Gegentheil, wir hatten dadurch einen recht angenehmen gesellschaftlichen Verkehr, und überdies ein ganz bequemes Auskommen, aber mein Mann fühlte sich in dem Berufe unglücklich oder zum Mindesten unbehaglich, und deshalb war ich froh, daß er ihn aufgab. Um unsere Existenz hatte ich nicht viel Sorgen. Vor meiner Heirath hatte ich als Putzmacherin in einem großen Geschäfte gearbeitet, und ich hatte jetzt viele Bekanntschaft unter Damen, so daß ich mir einen eigenen Laden eröffnen konnte. Gerade in diesem Herbst zu Beginn der Saison habe ich sehr gute Geschäfte gemacht, so daß ich meine Reisekosten bequem bestreiten konnte. Ich habe meinem Manne nicht einmal davon geschrieben; er sollte überrascht werden, wenn er zurückkäme, und es war meine Absicht, daß er sich Zeit lassen sollte, bis er einen ihm ganz passenden Beruf gefunden haben würde. Lieber wollte ich ein kümmerliches Auskommen haben und meinen Mann selbst ernähren, als, wie das früher der Fall war, in Komfort leben und dabei die Empfindung haben, daß mein Mann immer das Gefühl in sich trägt: „Wenn ich Weib und Kind nicht hätte, könnte ich ein glücklicher Mensch sein!“

„Hat er Ihnen das so deutlich zu erkennen gegeben?“ fragte die Hausfrau theilnahmsvoll.

„Gesagt hat er es niemals,“ war die Antwort, „auch hat er gewiß nie gewollt, daß ich es merke, aber eine Frau sieht tiefer als ein Mann vermuthet. Hätte er mich so geliebt wie ich ihn liebe, so hätte er die kleinen Aergernisse seines Berufslebens nicht so ernst nehmen dürfen, aber darin, glaube ich, lag der Hauptgrund seiner inneren Unzufriedenheit, die sich seit dem Verluste unseres ältesten Kindes so deutlich fühlbar machte. Ich verbarg meinen

Schmerz vor ihm, um ihn zu trösten, aber er sah meine Fassung als Gleichgiltigkeit an. Im meinem letzten Briefe suchte ich ihm meine Seelenstimmung auseinanderzusetzen, ich sagte ihm Alles, nur davon, daß ich ein Geschäft eröffnet hatte, sagte ich ihm nichts. Er sollte davon erst erfahren, wenn er hinübergekommen sein würde, denn er ist zu stolz, um von meiner Arbeit zu leben, und ich weiß, es ist nur der Stolz, der ihn vom Schreiben zurückhält; er schämt sich einzugestehen, daß er für mich und das Kind nicht sorgen kann."

Die Hausfrau erhob sich, tief bewegt, und ging nach dem Vorzimmer, wo sie eine geraume Weile blieb, den Gast mit ihrem Manne zurücklassend, die während dieser Zeit einander schweigend gegenübersaßen. Als sie zurückkam und sich mit sichtbarer Verlegenheit wegen ihres Fortbleibens entschuldigte, glaubte Frau Pulsnitz darin einen Vorwurf für sich zu erblicken.

„Es ist ganz unverantwortlich von mir, ich weiß es," sprach sie, „daß ich Sie so lange aufgehalten habe. Sagen Sie mir nur, wo ich meinen Mann finden soll, und ich will Ihnen keinen Augenblick mehr lästig fallen."

Steinbach machte Miene zu sprechen, aber seine Frau kam ihm rasch zuvor.

„Was Ihr Mann in diesem Augenblicke thut, darauf kommt es ja nicht an," sagte sie. „Wir wissen, daß er wohl ist und wir werden ihn von Ihrer Ankunft benachrichtigen. Ich will diese Mission selbst übernehmen. Sie sagten ja, daß Sie die Befürchtung hegen, daß er sich von Ihnen nicht finden lassen will. Ich glaube zwar, daß Ihre Befürchtung grundlos ist, aber vorausgesetzt, daß Sie das Richtige vermuthen, wie wollen Sie es anfangen, ihn umzustimmen? Dann sind Sie uns auch noch das Ende Ihrer Geschichte schuldig."

„Das ist sehr kurz," erwiderte die Angeredete. „Als der Rabbiner seine Rede beendigt hatte, ging ich auf ihn zu, aber sei es, daß mein Reiseanzug ihm nicht vornehm genug schien, sei es, weil ich das Kind, das während der Rede müde geworden war, auf dem Arme trug, er hielt mich wahrscheinlich für eine Bettlerin; er fuhr mich schroff an, und sagte mir, ich solle nach der Beerdigung in seine Wohnung kommen. Ich war tief verletzt, aber was konnte ich thun? An ihm hing für den Augenblick meine ganze Hoffnung. So ging ich denn zum Eingange des Friedhofes und setzte mich dort auf einen Stein nieder, mit dem schlafenden Kinde auf dem Arme. Da kam eine hübsche, noch junge Frau auf mich zu und fragte mich freundlich, was ich wolle. Ich erwiderte ihr, daß ich den Herrn Rabbiner zu sprechen wünsche. Die Dame sagte mir, daß der Rabbiner nicht aus dem Orte sei und nur zu der Beerdigung hieher gekommen wäre; wenn ich ein Anliegen hätte, sollte ich es nur ihr sagen, sie wolle sehen, ob sie etwas für mich thun könne. Mich kränkte es ein wenig, daß man mich für eine Bettlerin hielt, aber die freundliche Art der Dame that mir wohl; ich dankte ihr deshalb aufrichtig und sagte ihr, ich wolle nur den Herrn Rabbiner um eine Auskunft ersuchen. Inzwischen kam der Herr selber zurück und trat auf mich zu, indem er in unfreundlichem Tone sagte: „Wir können das Geschäft ebenso gut hier abmachen, aber ich kann Ihnen gleich hier sagen: Ich komme nur hieher zu Amtsfunktionen. Die inneren Angelegenheiten der Gemeinde sind nicht meine Sache; besonders um

das Armenwesen kümmere ich nicht. Ich habe damit bei mir zu Hause mehr als genug zu thun." Die Dame, die mich zuerst angesprochen hatte, lächelte, als ich sagte: „Ich danke für Ihre Güte, aber ich wollte gar keine Unterstützung, sondern nur eine Auskunft. Ich bin die Frau Pulsnitz aus New York und wollte Sie um die gegenwärtige Adresse meines Mannes fragen." Die Dame lachte so herzlich, daß ich hätte fast mitlachen mögen, und der Mann wurde sehr verlegen und stammelte: „Entschuldigen Sie, ich kann mich nicht erinnern, daß ich schon die Ehre gehabt hätte." Ich sagte nun, daß mein Mann der Rabbiner Dr. Pulsnitz aus New York sei und daß man mir gesagt hätte, ich werde von dem fungierenden Rabbiner bei dieser Beerdigung, seinen gegenwärtigen Aufenthalt erfahren. Die Dame half uns Beiden aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Sie suchen den Herrn Doktor Steinbach, der ist leider nicht hier,—der Rabbiner wurde feuerroth, als sie das Wort „leider" aussprach — kommen Sie mit mir in meine Wohnung; ich werde Ihnen die Adresse des Herrn Doktor Steinbach geben. Bei ihm werden Sie Ihren Mann finden, und wenn er nicht dort sein sollte, ist er in der Nähe und man wird ihn rufen lassen können. Ich kenne Ihren Mann übrigens sehr gut, und ich bin nicht wenig stolz darauf, daß er einmal Gast in meinem Hause war." Damit nickte sie dem Rabbiner lächelnd zu, der sich in seiner Verlegenheit nur durch eine stille Verbeugung empfahl, und nahm mich mit sich nach Hause. Sie behandelte mich mit großer Auszeichnung. Trotz meines Sträubens bestand sie darauf, daß ich meine Kleine einer alten Frau gebe, damit sie sie nach Hause trage. Sie wollte durchaus, daß ich bei ihr übernachte, weil am Morgen die Verbindung nach der Stadt eine raschere sei, und als ich darauf bestand, abzureisen, ließ sie mich in ihrem eigenen Wagen nach der Bahn bringen. Sie sagte mir übrigens, daß sie eine gute Freundin von Ihnen sei und ich sollte Sie Beide recht herzlich von ihr grüßen; sie heißt Frau Hirschmann."

„Das sieht der Frieda ähnlich," rief Frau Steinbach begeistert, „sie hat doch ein goldenes Herz."

„Ja, die Dame war herzensgut; das konnte ich sofort merken," fuhr Frau Pulsnitz fort, „aber das rechte Vertrauen konnte ich doch nicht zu ihr fassen, und als sie mich fragte, wieso es käme, daß ich über den Aufenthalt meines Mannes nicht unterrichtet sei, erwiderte ich, daß ich überrascht kommen wollte und darum ihn hier erfragte, wohin er sich immer seine Briefe kommen ließ. Ihnen habe ich zum ersten Male meine ganze Lage enthüllt. Ich weiß, Sie werden mich verstehen. Sie waren selbst von einander getrennt; Sie wissen, was das bedeutet."

„Gewiß würde ich Sie augenblicklich zu Ihrem Manne führen," sagte die Hausfrau mit gekünstelter Ruhe, „aber wo will man in der großen Stadt bei den weiten Entfernungen jemanden aufsuchen?"

„Hast Du wirklich einmal, liebe Ernestine," sagte der Hausherr lächelnd, „die Erklärung von Salomo ibn Adret zu der Stelle gelesen, daß man sich einen Feueranbeter nennen dürfe, um sich dem Leibzolle zu entziehen?"

„Mache Dich nicht über mich lustig!" erwiderte die Angeredete in ungemachter Verlegenheit. „Hören Sie auf ihn nicht, liebe Frau Doktor," uhr sie fort," die Männer sehen uns Frauen als ewige Kinder an. Wir

verstehen sie besser, weil wir sie nicht unterschätzen. Sie wollen Ihren Mann zu so später Stunde unerwartet aufsuchen und doch wissen Sie, daß er absichtlich sich vor Ihnen verborgen gehalten hat. Was wollen Sie ihm sagen, um ihn umzustimmen, wenn seine Eitelkeit ihm sagt, daß er Sie jederzeit bereit findet, sich ihm zu Füßen zu werfen und ihn für seine Lieblosigkeit noch um Verzeihung zu bitten. Die Männer sind Alle so eingebildet, weil wir sie verwöhnen."

„Selbst ich?" fragte Steinbach lächelnd.

„Du bist nicht ein Bischen besser als die Anderen, nur bin ich nicht eine solche Närrin, Dir nachzulaufen."

„Den Vorwurf, daß ich meinem Manne nachlaufe, fürchte ich nicht," begann Frau Pulsnitz ernst. „Selbst wenn ich zu fürchten hätte, daß mein Mann mich in seinem Junggesellenquartier verleugnen würde,—was ich nicht befürchte—müßte er sich dessen schämen und nicht ich. Sie fragen, Frau Doktor, was ich ihm sagen will! Dasselbe, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn er sich unglücklich fühlt, weil er an eine Frau gefesselt ist, wenn er glaubt, daß er deswegen das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreichen kann, soll er seine Freiheit haben. Und doch kann ich es nicht glauben! Wir haben unseren Schwesternbund für wohlthätige Zwecke in der Gemeinde gehabt und vielleicht die Mehrzahl der Fälle, in denen wir Hilfe zu leisten hatten, betraf verlassene Frauen. Bald waren es Frauen, deren Männer sie einfach aus Herzlosigkeit verlassen hatten, bald waren es Fälle, in denen ein Familienvater seine Familie verließ, weil er sie nicht ernähren konnte und wußte, daß eine verlassene Familie mehr auf Mitleid rechnen kann, als die eines Arbeitslosen. Ich sah derartige Frauen im Wochenbett, ich sah sie bei Krankheiten im Hause; ich sah sie, wenn man sie von den Kindern hinweg in das Hospital transportieren mußte; ich sah ihren Jammer, wenn eines ihrer Kinder wegen Straßenbettels oder wegen Diebstahls von der Kinderschutzgesellschaft nach dem Asyl für Verwahrloste gebracht wurde und die Mütter an uns appellirten, daß man ihnen ihre Kinder wieder zurückgebe. Mein Mann kennt derartige Verhältnisse selbst zu genau, um zu wissen, was er thut, wenn er thatsächlich den Beschluß gefaßt haben sollte, sein Kind und mich für immer zu verlassen. Um Gnade würde ich ihn auch dann nicht bitten. Ich würde mein Kind, sein Kind, nach besten Kräften erziehen und ihm das Bild seines Vaters als das eines unglücklichen Mannes darstellen, dem die seelische Kraft fehlte, sich aufrecht zu erhalten, wie Vielen die körperliche Kraft abgeht. Wenn er nicht aus innerem Pflichtgefühl zu mir und meinem Kinde zurückkehrt, so werde ich ihn nicht zwingen, weder durch Gerichte noch durch Jammerszenen. Aber ich glaube das Alles von Max nicht. Er ist verstimmt, weil sich seine Pläne, sich auf dem Gebiete der Literatur einen Namen zu machen, nicht realisiert haben. Er glaubt, daß ich ihn nicht verstehe, weil ich hie und da über das geringe Erträgniß seiner literarischen Arbeiten Bemerkungen machte. Mehr als alles Andere aber wurmt ihn der Umstand, daß er seine Familie augenblicklich nicht ernähren kann. Stolz, ja Stolz, liebe Frau Doktor, und nicht Eitelkeit ist der hervorragende Charakterzug eines Mannes. Wenn ich meinem Max nur diesen Stolz ausreden kann, wenn ich

ihn nur überzeugen kann, daß ich ebenso gerne als Putzmacherin wie als Köchin zur Führung des Haushaltes beitrage, wenn ich ihm nur das Vertrauen zu sich selbst einflößen kann, daß er früher oder später wieder ein Ziel erreichen wird, dann ist Alles gewonnen."

„Sie sind eine wackere Frau!" rief Steinbach im Tone aufrichtiger Bewunderung. „Wenn der Mann nicht blind sein schönstes Glück von sich stößt, muß er zu Ihnen zurückkehren."

„Und er wird es auch," rief die Hausfrau, indem sie sich erhob und dem Vorzimmer zuschritt.

„Ja, er wird es," rief Pulsnitz, indem er, ehe noch die Hausfrau ihren Vorsatz ausführen konnte, in die Stube stürzte und sich seiner Frau in die Arme warf.

„Max, Max!" jubelte die Frau, indem sie unter lautem Schluchzen und unter hellen Thränen seine Liebkosungen erwiderte. „Max, wie konntest Du mich nur so erschrecken! Und Sie böse, liebe Frau Doktor, wie konnten Sie nur so mit mir Komödie spielen! Das hätte ich in Ihrem ernsten Gesichte nie gelesen."

„Die hält sich eben strenge nach Salomo ibn Adret," sagte ihr Gatte schmunzelnd, „der eine solche Kriegslist um eines guten Zweckes willen ausnahmsweise für erlaubt hält."

„Dafür habe ich Ihnen doch die Gefahr erspart, meine liebe Freundin," sagte die Hausfrau, „in einer Junggesellenwohnung von einem treulosen Gatten als eine Abenteuererin behandelt zu werden."

„Das trauten Sie mir doch nicht zu," bemerkte Pulsnitz etwas pikiert.

„Mit reuigen Sündern soll man Nachsicht haben," erwiderte die Hausfrau gutgelaunt. „Darum dürfen Sie jetzt Ihr Töchterchen in's Bett tragen, und eigentlich gehörten Sie heute auf eine einsame Eisenbahnstation. Mein Mann könnte lange warten, bis ich ihn aus Amerika holen würde."

„Das wird er wohl nicht nöthig haben," erwiderte der Letztere, „wir gehen ja wohl zusammen." Ernestine blickte bekümmert und ihr Gatte sucht dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er sagte: „Heute gehen wir jedenfalls wohl nicht und bis Max geht, können wir uns die Sache doch noch überlegen. Ich hoffe übrigens, daß auch er nicht wieder mit Zeitungsverkauf wird anfangen müssen."

---

16. Kapitel.

Im neuen Heim.

An einem heißen Augustnachmittage saßen die befreundeten Familien Pulsnitz und Steinbach auf einer Veranda vor einem einfachen Holzhause im fernen Westen der Vereinigten Staaten. Männer und Frauen waren in helle Leinenanzüge gekleidet und trugen breiträndige Strohhüte auf dem Kopfe. Vor ihnen spielten ein achtjähriges Mädchen mit einer neuen Puppe, während ein etwa dreijähriger Knabe unermüdlich einen Miniatur-Eisenbahnzug

durch Aufziehen einer Feder in Bewegung setzte und ihn, sobald er zum Stillstande gekommen war, zurückschob, um das Spiel von Neuem zu beginnen. Vor der Veranda standen zwei mächtige Magnolienbäume in einem wohlgepflegten Rasenplatze, durch welchen ein breiter Kiesweg führte, zu dessen beiden Seiten Beete mit dunkelrothen Geranien sich wohlthuend von dem Grün des Rasens abhoben. In einiger Entfernung erblickte das Auge eine wellenförmig sich hinziehende bewaldete Hügelkette, welche den Horizont begrenzte. Zerstreut lagen, soweit das Auge blicken konnte, vereinzelte Landhäuser, alle aus Holz, in einfachem, aber gefälligen Stil erbaut.

„Ich bin doch von Herzen froh," begann Steinbach, indem er sich mit einem Palmfächer Kühlung zuwehte, „daß wir uns entschlossen haben, nnsere Ferien hier zuzubringen, statt wie sonst nach einem Seebade zu gehen, obwohl es entschieden hier wärmer ist, als es für mein Behagen erforderlich wäre. Die ländliche Stille hier herum thut Einem ordentlich wohl, nachdem man das ganze Jahr die Luft der Hörsäle in einer Stadt der Essen geathmet hat. Fast fühle ich mich in die Stille meiner alten Heimath zurückversetzt, wo die zweimal täglich verkehrende Post die einzige Abwechslung in die Monotonie des Daseins brachte."

„Es wäre doch der Mühe werth, Dich auf ein halbes Jahr dahin zurückzuversetzen," bemerkte Pulsnitz lachend, „um zu sehen, wie Dir die Gesellschaft des schwarzen Peter und die Fragen über serös verwachsene Lungenflügel behagen würden, nachdem Du seit fünf Jahren amerikanische Luft geathmet hast. Apropos! Interessierst Du Dich noch immer so sehr für Saul Löwenstamm und—wie heißt denn dieser Kerl in Smyrna oder in Jerusalem? Weißt Du," fuhr er lachend fort—„das war doch eine gottvolle Szene, wie der kleine, dicke Stampfer in die Lunge hineinblies und sich dann den Schweiß von dem gerötheten Gesichte wischte, und dabei so lästerlich fluchte!"

Pulsnitz lachte herzlich bei der Erinnerung an diese Szene und wiegte sich wohlgemuth in seinem Schaukelstuhle.

„Spotten Sie nur!" begann Frau Steinbach. „Es war doch ein schönes Leben in diesem idyllischen Städtchen, ganz abgesehen davon, daß man diese unmenschlichen Hitzen, wie wir sie hier haben, nicht kannte. Vor Allem war man doch nicht eine bloße Nummer in dem wogenden Menschenmeere, wie man es hier in Amerika ist."

„Allerdings," lachte Pulsnitz. „Mistreß Steinbach klingt so furchtbar alltäglich gegenüber Frau Doktor oder unsere Frau Rabbinerin."

„Du hast ganz Recht, Ernestine," fiel Frau Pulsnitz ein, „doch ist es selbst hier auf dem Lande nicht so schön wie bei euch drüben. Da ziehe ich denn doch selbst New York vor. Wenn man so von den Seinen getrennt lebt. lebt man doch nur ein halbes Leben. Es ist wahrlich eine Wohlthat an uns, daß ihr euch unser erbarmt habt."

„Der alte Ghettogeist!" rief Pulsnitz, indem er aufsprang. „Das fühlt sich nicht glücklich, wenn man seine Kinder nicht von der Mischpoche bewundern lassen kann, wenn man nicht weiß, welches Kleid Mamma zum Frühjahr bekommen hat und wenn man Bertha's Verlobung nicht glossieren kann. Immer noch das jüdische Krähwinkelthum!"

„Du hast kein Gemüth," sagte seine Frau schmollend.

„Ja, ich bin ein Barbar," rief Pulsnitz heiter. Du solltest Dich nicht an so ein Ungethüm fesseln. Gehe doch nach New York! Ich sagte es Dir schon wiederholt. Wir haben in unserem Staate sehr humane Gesetze. Sechsmonatliche Abwesenheit gilt als böswilliges Verlassen und giebt dem zurückgebliebenen Gatten ein Recht auf Scheidung. Dann haben wir unseren Freund David zur Hand; der wird das auch noch nach dem Gesetze Mosis und Israels durchführen. Denk' einmal, David, was das für eine herrliche Opportunität wäre, zu entscheiden, wie man duck creek und crawfish-creek mit hebräischen Buchstaben transskribiert. Was meinst Du, soll man das phonetisch oder nach dem englischen Alphabet umschreiben? Ich würde einmal mit dem Rabbi von Soloweijczyk oder von Woloczysk korrespondieren."

„Noch immer der alte Rationalist!" sagte Steinbach, indem er unwillig sein Haupt schüttelte. „Ich hätte gedacht, daß die neue Umgebung und endlich Dein seelsorgerischer Beruf Dich versöhnlicher stimmen würden."

„Seelsorgerischer Beruf! Nun, wie man's nimmt. Aber das erinnert mich an eine längst gehegte Idee. Du mußt meiner Gemeinde Samstag etwas vorpredigen."

„Das wäre doch ein kühnes Wagniß vor einem Publikum, das an Dich gewöhnt ist."

„Nur nicht so sarkastisch!" erwiderte Pulsnitz. „Sonst könnte ich sehr leicht das Kompliment returnieren und sagen, daß auch das Schlechtere hie und da eine willkommene Abwechslung ist. Ich predige übrigens nicht, sondern halte Vorträge über ethische, ökonomische und historische Themen, die ich theils um mich dem Geschmacke meiner Zuhörer anzupassen, theils aus lieber alter Gewohnheit an biblische und rabbinische Texte anlehne, statt sie mit Zitaten aus alten oder modernen Klassikern zu würzen. Du sollst ihnen einmal eine richtige alte Derasche geben. Recht viel talmudische Zitate und immer so ausgelegt, daß Jedermann sich sagen muß, er hätte niemals einen solchen Gedanken in diesem Texte vermuthet. Das ist doch das Ideal der alten jüdischen Kanzelberedsamkeit, und das ist's, was meine Leute, um mich ihrer Ausdrucksweise zu bedienen, „am besten gleichen."

„Worin besteht denn eigentlich Deine Stellung?" fragte Steinbach. „Ich habe mir aus Berichten niemals ein klares Bild davon machen können."

„Das ist auch nicht leicht. Ich bin im Allgemeinen so eine Art Hohepriester dieses theokratischen Gemeinwesens. Um es Dir zu erklären, muß ich auf die heute so beliebte historische Methode zurückgehen. Du weißt, daß mich meine Frau wider meinen Willen zurückgebracht hat."

„Bitte sehr!" rief die Genannte. „Du hast Dich gemeldet, ehe ich noch wußte, daß Du in der Nähe warst."

„Nu, meinetwegen! Halb zog sie ihn, halb sank er hin; da war's um ihn geschehen."

„Papa!" rief der kleine Junge, indem er dem Vater sein Spielzeug brachte. „Meine Engine will nicht mehr laufen; thu' mir sie fixen."

„Junge, was Du für Sohn der Wildniß bist! So ein Ding heißt eine Lokomotive und statt fixen sagt man reparieren oder wieder in Ordnung

bringen. Da seht Ihr nun die Leiden, die ich mir durch meinen unüberlegten Schritt eingewirthschaftet habe. Jetzt muß ich solche Indianer zivilisieren. Laß das gut sein, mein Junge, wir wollen das Ding nach der Werkstätte tragen; schiebe du indessen hinten nach. Das muß bei Eisenbahnunfällen mitunter geschehen. Also, um unsere Geschichte fortzusetzen, ich kam nach New York als Mann der berühmten Putzmacherin, das war nicht ganz nach meinem Geschmack. Zeitungen auf der Straße zu verkaufen, ging wegen der sozialen Stellung meiner Frau nicht an; mit dem Zeitungsschreiben war auch nicht viel los; eine Privatschule, die ich begonnen hatte, wollte sich erst recht nicht rentieren. Da erfuhr ich, daß eine Gesellschaft reicher Philanthropen ein großes Areal erworben hatte, auf welchem eine Kolonie jüdischer Einwanderer, die vor der harten Bedrückung in ihrer Heimath geflohen waren, angesiedelt werden sollte. Meine Europareise, so tragisch sie endete, hatte den glücklichen Erfolg, daß ich mit Herrn Vogue näher bekannt wurde, der an der Spitze dieser Gesellschaft stand. Ich hörte, daß diese Gesellschaft einen Leiter für die Kolonie suche, der zugleich für deren religiöse Bedürfnisse Sorge tragen solle. Ich meldete mich und erhielt die Stelle, und hier bin ich seit fünf Jahren."

„Als ich hieher kam, war Alles noch sehr primitiv. Es waren achtzehn Familien hierhergekommen, die zerstreut auf ihren Farmen in primitiven Blockhütten wohnten und fortwährend jammerten, daß sie sich hatten überreden lassen, hieher zu kommen; besonders im ersten Winter hatten wir einen harten Standpunkt. In der That warteten fünf Familien den Erfolg des ersten Jahres nicht ab und verließen ihre Plätze um wieder in den großen Städten sich als Arbeiter in den Schwitzbuden durchzubringen. Mit der ominösen Zahl dreizehn begannen wir das erste Jahr und wir hatten einen überraschend guten Erfolg. Unsere Mais-, Kartoffel- und Beerenernte war so reich, daß die Gesellschaft sehr zufrieden war, obwohl wir, um unseren Viehstand zu ergänzen und die nöthigen landwirthschaftlichen Maschinen anzuschaffen, noch weitere Zuschüsse brauchten. Da wegen des Mangels an Industrie unsere Ueberschüsse an Bodenprodukten nicht gut zu verwerthen waren, so beschloß die Gesellschaft auf meinen Rath fünfundzwanzig weitere Familien zu senden, die sich während des Winters mit der Ausrodung des Waldes und mit dem Baue von Wohnhäusern beschäftigten, was unter Leitung eines tüchtigen Zimmermannes geschah. Sie konnten von unseren Vorräthen mitleben und wir hatten immer noch genug zur Aussaat im nächsten Frühjahre. Wieder gab uns die Gesellschaft auf meinen Rath die nöthige Maschinen zur Anlage einer Konserven- und einer Spiritusfabrik, und so konnten wir unseren Ueberschuß an Produkten gewinnbringend verwerthen und überdies für den Winter ohne Hilfe der Gesellschaft Mastvieh einstellen. Im dritten Jahre hatten wir alle Vorschüsse für Vieh und Maschinen zurückbezahlt, und unsere Farmer konnten, da ihnen die Gesellschaft den Grund und Boden zinsfrei überließ, sich der Verbesserung ihres Anwesens widmen. So haben wir jetzt hundert und zwölf Familien von Farmern, zu denen sich etwa hundert Familien von Handwerkern und Fabriksarbeitern gesellen, denn nzwischen haben sich unsere beiden ersteu Industrien, die Spiritusbrennerei

und die Konservenfabrik, bedeutender entwickelt und außerdem haben wir eine Holzsäge angelegt, die freilich für den Augenblick nur für den Bedarf der Kolonie arbeitet und überdies werden wir nach der Ernte eine Cigarrenfabrik in Thätigkeit treten lassen, hauptsächlich um besonders den jüngeren Elementen während der Wintermonate Arbeit zu geben. Wenn wir noch zwei Jahre ähnliche Fortschritte machen wie in diesem Jahre, so errichten wir eine Papiermühle und eine Möbelfabrik; im weiten Felde liegt dann noch eine Zuckerfabrik, wenn unsere Versuche, Rübe in größerem Umfange zu bauen, sich erfolgreich erweisen."

„Was meine Aufgabe ist, hast Du aus dem Erzählten hauptsächlich erfahren. Ich vertrete die Gesellschaft den einzelnen Kolonisten gegenüber und unterbreite ihr die nöthigen Vorschläge, deren Ausführung ich überwache. Anfangs ertheilte ich den Kindern den ganzen Unterricht, im zweiten Jahre, als wir einen Lehrer anstellten, unterrichtete ich nur noch im Hebräischen, und jetzt, wo unsere Schule zweihundert Kinder mit vier Lehrern zählt, beschränke ich mich auf die Inspektion der Schule und auf die Vorträge, die ich am Sabbath Nachmittag halte. Wenn wir es erst auf fünftausend Einwohner gebracht haben werden, dürfte auch diese Thätigkeit in andere Hände übergehen. Wir werden dann eine höhere Schule gründen und ein Wochenblatt herausgeben. Was meinst Du zu dem „Job" eines Oberrabbiners dieser Kolonie?"

„Die Sache wäre einer Erwägung werth," antwortete Steinbach, „denn seit Deiner Konversion muß ich es als eine Auszeichnung betrachten an Deiner Seite zu wirken. Du weißt ja, was der Talmud sagt: An dem Platze der bekehrten Sünder dürfen auch die tadellosesten Gerechten nicht stehen."

„Danke für das Kompliment, aber warum und worin sollte ich mich bekehrt haben?"

„Erinnerst Du Dich nicht Deiner Theorie von der Religion als materiellem, geistigem und moralischem Fortschritt, die Du seinerzeit im Salon der Frau Hirschmann entwickelt hast?"

„Aufrichtig gesagt, darin habe ich mich nicht bekehrt," war die Antwort. „Ich sehe nur historische Verhältnisse jetzt als einen mächtigeren Faktor an, vielleicht auch nur, weil ich mehr Einblick in das praktische Leben gewonnen habe. Ich glaube sogar, daß Du mir beipflichtest, wenn Du es auch, um den Schein der Konsequenz zu retten, nicht zugeben willst. Warum betet ihr—"

„Also ihr, und nicht wir, wie der gottlose Sohn in der Pesachhaggada," unterbrach ihn Steinbach mit drohend erhobenem Zeigefinger.

„Nun, meinetwegen: Warum beten wir an den feierlichsten Tagen des Jahres, daß alle Völker der Erde einen Bund bilden mögen um Gottes Willen zu thun mit ganzem Herzen? Warum hat man dieses Gebet für die Tage der höchsten religiösen Erhebung bestimmt? Warum hat man außerdem aus diesem Gebete den wesentlichsten Theil dem täglichen Gottesdienst eingefügt, den man mit der Hoffnung schließt, das einst alle Bewohner der Erde sich zu dem einen Gott bekennen werden? Glaubt wirklich ein vernünfti-

ger Mensch, daß einmal unsere lieben Nachbarn, die Irokesen oder die Eskimos und die Feuerländer die Lungen ihres Schlachtviehs nach den Anschauungen von Moses Isserles —"

„Wieder Dein alter Popanz, der polnische Rabbiner des sechszehnten Jahrhunderts," rief Steinbach lachend dazwischen.

„Es kommt mir nicht darauf an, sei es Saul Löwenstamm von Amsterdam oder gar Rabbi Jakob Etlinger von Altona, jedenfalls ist es den genannten Völkerschaften nicht zuzumuthen, daß sie sich mit diesem kasuistischen Kram abgeben werden. Wenn also dieser Wunsch einen Sinn hat, so muß er die Hoffnung ausdrücken, daß die Grundlagen alles religiösen Strebens, das rechtschaffene Handeln und das ehrliche Ringen nach Wahrheit das gemeinsame Gut aller Nationen der Erde werden sollen. Das sind die Dinge, die ich meinen Leuten predige, wenn ich auch den negativen Theil weglasse. Ich sehe kein Arg darin, wenn sie — und zu meinem Troste thut das nur ein kleiner Theil — ihre Kinder lehren, am Sabbath kein Taschentuch in der Tasche zu tragen; ich glaube auch nicht an die Allgewalt einer ästhetischen Modernisierung des Gottesdienstes, wovon man in der napoleonischen Aera alles Heil erwartete. Aesthetische Anschauungen wechseln, und im Großen und Ganzen bedeutete diese Art nur ein Aufgeben unserer historischen Individualität."

„Am Ende treibst Du Deine Umkehr so weit, auch das Lizitieren der Ehren in der Synagoge oder den Ausdruck des Unwillens über Hamans ruchlose Pläne durch Klopfen auf die Pulte zu vertheidigen," meinte Steinbach trocken.

„So weit will ich gar nicht gehen. Ich vertheidige aber eigentlich überhaupt nichts als das Recht eines Individiums nach seiner Fasson selig zu werden und ich behaupte die Irrelevanz solcher historisch gewordener Dinge, so lange sie die Bedürfnisse der Zeit nicht durch äußere Gewalt zu unterdrücken bestrebt sind. Wir sind ein kleiner Bruchtheil der Menschheit. Durch die Macht der Umstände oder durch besondere Fügung, wenn Du es so willst, sind wir die Märtyrer religiöser Freiheit, und damit auch die Märtyrer wahrer bürgerlicher Freiheit geworden. Die Kulturwelt schämt sich einzugestehen, was sie an uns gesündigt hat, geradeso wie ein individueller Rowdy sich schämen wird einzugestehen, daß er aus bloßer Brutalität sein Weib, sein Kind, seinen Diener oder überhaupt einen Schwächeren mißhandelt hat. Wir wollen die Welt zu diesem beschämenden Geständniß nicht einmal zwingen; wir geben uns gerne damit zufrieden, wenn man uns von jetzt ab in Ruhe läßt und uns gestattet, die traurigen Folgen des Jahrhunderte langen Druckes durch eigene Arbeit zu paralysieren. Zu diesem Zwecke ist die materielle Wohlfahrt der breiten Massen das erste Erforderniß. Die zweihundert Männer, welche wir dem traurigen Gewerbe der Hausierer und dem Elend der Arbeit in den Schwitzbuden entzogen haben, sind ein Gewinn nicht nur für uns, sondern für die Menschheit! Sieh' dorthin," rief er, indem er seinen Freund beim Arme nahm und mit dem Finger geradeaus vor sich hinwies. „Dort an der Ostseite der Hauptstraße siehst Du ein kleines Häuschen von vier Wohnräumen; es gehört einem von den ersten dreizehn Ansiedlern die

mit uns hier ausgehalten haben. Der Mann war ein Lastträger in Wilna, wohnte dort im Keller mit noch einer anderen Familie und, wenn ich nicht irre, mit noch zwei jungen Leuten, die als Aftermiether von ihm in seinen halben Keller aufgenommen wurden. Jetzt bewohnt er sein Häuschen mit vier Räumen, hat einen Stall und eine Wagenremise, von denen jedes ein Palast ist, verglichen mit seiner früheren Wohnung. Er hat nicht nur einen wohlgepflegten Gemüsegarten neben sechzig Acres Landes unter Kultur, sondern auch einen kleinen Blumengarten. Stelle Dir den Unterschied seiner Lage zwischen einst und jetzt vor! Wie konnte er sich an Blumen ergötzen, wenn er nicht einmal einen einzigen Wohnraum sein eigen nennen konnte! Welches geistige Interesse konnte ihn freuen, wenn er damit auch nicht den bescheidensten Komfort sich erwerben konnte!"

„Halt!" rief Steinbach. „Darin gehst Du doch zu weit, wenn Du den Bildungstrieb dieser Aermsten aller Armen in Abrede stellst, der selbst den Bocher, welcher auf der Ofenbank im Beth Hamidrasch sein Quartier aufschlägt, nicht verläßt."

„Zugegeben! Wir sind wirklich intellektuell von außerordentlicher Zähigkeit, aber die großen Massen leben doch in Stumpfsinn oder wenigstens in einer geistigen Enge, die trotz Allem und Allem keine gesunde geistige Atmosphäre bildet. Mein Freund Isaak Wengrowsky, dem jenes Häuschen gehört, kennt eben schon jenes Behagen, das nach geistigem Genuß drängt. Er kann freilich nur die Jargonzeitungen und die Schundromane in jüdischer Sprache lesen, aber sein Sohn kennt die amerikanische Geschichte sehr gründlich und hat auch die besten englischen Klassiker gelesen. Das giebt eine Generation von Weltbürgern, und wenn der Mann die anderen neunzig Acres, auf die er Anspruch hat, urbar gemacht hat, wird er ein wohlhabender Mann. Das giebt unserem Volke ein Zentrum, um welches es sich gruppieren kann."

„Schließlich läuft Deine Heilslehre doch nur auf materielles Wohlbehagen hinaus," bemerkte Steinbach achselzuckend.

„Und wenn dem so wäre! Wie hat Goethe sein Weltproblem in Faust gelöst? Das Grübeln treibt ihn zum Selbstmordversuch; der philisterhafte Ulk in Auerbach's Keller widert ihn an; der Sinnengenuß berauscht ihn nur für den Augenblick; Politik und Kunst befriedigen ihn nicht; erst das Bewußtsein, neue Länderstrecken der Kultur gewonnen zu haben, giebt ihm die so lange ersehnte Befriedigung."

„Mir scheint bei allem Respekt vor Goethe diese Lösung sehr billig," bemerkte Steinbach.

„Nun, wir bleiben ja dabei nicht stehen. Zunächst mußt Du unsere Bibliothek und unsere Schule sehen. Es ist ja freilich nur ein Anfang, aber gieb uns erst zehn Jahre Zeit und laß uns in dieser Zeit vor finanziellen Krisen und schwerem Mißwachs geschützt sein und Du wirst sehen, was wir fertig bringen. Gewiß, das Weltproblem wird nicht gelöst, nicht einmal der große Judenschmerz wird aus der Welt geschafft sein, aber einmal richtig begonnen, wird das Werk der Lösung zugeführt werden, insoweit die Probleme der Menschheit überhaupt der Lösung zugeführt werden können. Wenn meine

Frau, wie sie im Anfange unserer hiesigen Karriere gethan hat, ein Dutzend Mädchen in weiblichen Handarbeiten unterrichtet, hat sie der Kulturmenschheit einen Dienst erwiesen, und schließlich schaffen wir doch alle nur unser bescheiden Theil."

„Weißt Du, David, ich hätte nicht Uebel Lust, es hier zu versuchen," bemerkte Frau Steinbach lächelnd, und doch wie man ihr anhören konnte, ernst.

„Nun, die Sache läßt sich überlegen," sagte ihr Gatte schmunzelnd. „Mit meinem arabischen Seminar heißt es ohnehin nicht viel. Am Ende wird es hier besser prosperieren, wenn erst die Zuckerfabrik in vollem Betriebe steht."

„Sieh' doch dazu, Max," rief Frau Pulsnitz eifrig. „Es wäre herrlich, wenn wir immer beisammen sein könnten."

„Da gäbe es wieder ein allerliebstes Ghettochen, nicht wahr, das ist doch die Hauptsache, aber für den Augenblick ist die Zuckerfabrik noch ein kühner Traum. Hingegen hoffe ich, daß die Papiermühle und die Möbelfabrik angelegt werden, und wenn dann Herr Doktor Steinbach ein wenig von dem hohen akademischen Piedestal hinuntersteigen und sich mit der Leitung einer Mittelschule begnügen will, ließe sich über die Sache reden. Unsere Leute werden dann auch einen höheren talmudischen Unterricht haben wollen. Am Ende erzeugen wir dann auch Mazzos und koschere Fleischkonserven, und dann kann er wieder nach Herzenslust darauf lospaskenen, als ob der selige Stampfer noch am Leben wäre."

„Und Du wolltest Deinen Einfluß dazu leihen, um das Ghetto wieder aufzurichten?" fragte Steinbach lachend.

„Warum denn nicht? „Kein Gefangener kann seine Fesseln lösen," hat Rabbi Jochanan gesagt und ich habe Dir diesen Satz schon einmal zitiert. Wir sind gefesselt, bis uns die Welt befreit. Jedermann ist mehr oder weniger von geschichtlichen Verhältnissen bedingt. Wenn erst die Welt uns befreit, hat sie sich selbst befreit von jahrhunderte alter Schuld und von ihrer schlimmsten Tyrannei."

(Ende.)

Das Haus, in dem eine Katze ist, soll man nicht ohne Schuhe betreten (Pesachim 112[b]).

Wenn du dich in Gefahr begeben willst, so schließe dich einem Großen an (Nach Pesachim 112[a]).

Durch drei Dinge besteht die Welt: Durch Wissenschaft, durch Gottesverehrung und durch Wohlthätigkeit (Abot 1, 2.)

Drei Kronen gibt es hienieden: Die Krone der Gelehrsamkeit, die Krone des Priesterthums und die Königskrone; doch die Krone des guten Namens übertrifft sie alle an Werth (Aboth 4, 13).

Zur Notiz!

Alle bis zum Ende dieses Monates eintretenden Abonnenten, erhalten die Festschrift der „Deborah," welche im Jahre 1894 erschien, frei zugeschickt. Dieselbe enthält treffliche Beiträge von den hervorragendsten jüdischen Schriftstellern, unter anderen von Güdemann, Karpeles, Lazarus und Steinschneider.

Ferner können die Abonnenten von der Erzählung, „Andere Zeiten," von G. Deutsch, ein gebundenes Exemplar für den reduzirten Preis von **75 Cents** (statt Einem Dollar) erhalten. Die Auflage ist bis auf etwa fünfzig Exemplare ausverkauft.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit .... Exemplar.... der „Deborah," wofür der Betrag von $ .... ($1.00 für die Vereinigten Staaten, $1.20 für das Ausland) beigeschlossen ist.

Name: ....

Post-Addresse: ....









